



Leseprobe

Brandon Sanderson

Die Splitter der Macht Roman

»Ein grandioses Epos! Ich habe jede Seite davon verschlungen.« *Patrick Rothfuss, Autor von "Der Name des Windes"*

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 1120

Erscheinungstermin: 11. Januar 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Hoch in den Bergen liegt die sagenumwobene Stadt Urithiru, erreichbar nur über die zwölf Eidtore. Hier versucht die junge Edelfrau Schallan Davar die Geheimnisse der uralten Ordensgemeinschaften zu entschlüsseln, die sich einst die Strahlenden Ritter nannten. Nur mit ihrer Hilfe können die Eidtore benutzt werden, und nur ihre Splitterklingen verleihen den Strahlenden übermenschliche Fähigkeiten. Aber wer waren sie wirklich, und warum wurden sie einst aufgelöst? Während Schallan nach Antworten sucht, die bei der Neugründung der Orden helfen können, begreift Fürst Dalinar, dass seine Vision, die Fürsten des Königreichs Alethkar wieder zu versöhnen, noch viel zu klein gedacht war. Nicht nur die Alethi, sondern alle Völker müssen vereint werden, denn es droht die alles verheerende Wüstwerdung und damit das Ende von ganz Roschar. Doch ein finsterer Schatten liegt auf dieser Hoffnung – Fürst Dalinars eigene, blutbefleckte Vergangenheit ...



Autor

Brandon Sanderson

Brandon Sanderson, 1975 in Nebraska geboren, schreibt seit seiner Schulzeit fantastische Geschichten. Er studierte Englische Literatur und unterrichtet Kreatives Schreiben. Mit den »Sturmlicht-Chroniken«, seinem großen Epos um das Schicksal der Welt von Roschar, erobert er regelmäßig die internationalen Bestsellerlisten und begeistert auch in Deutschland viele Zehntausende Fans. Er wird bereits als der J. R. R. Tolkien des 21.

Von Brandon Sanderson sind im
Wilhelm Heyne Verlag erschienen:

Die Seele des Königs

DIE STEELHEART-TRILOGIE:

Steelheart

Firefight

Calamity

Mitosis

DIE STURMLICHT-CHRONIKEN:

Der Weg der Könige

Der Pfad der Winde

Die Worte des Lichts

Die Stürme des Zorns

Der Ruf der Klängen

Die Splitter der Macht

Der Rhythmus des Krieges

Der Turm der Lichter

Die Tänzerin am Abgrund

Die Splitter der Dämmerung

MAGIC™: THE GATHERING:

Die Kinder des Namenlosen

Für Alan Layton,

*der Dalinar (und mich) bejubelt hat,
bevor das Sturmlicht überhaupt existierte*

VORWORT UND DANKSAGUNG

Willkommen bei »Oathbringer«, zu Deutsch »Der Ruf der Klingen« und »Die Splitter der Macht«! Es hat lange gedauert, dieses Buch zu schreiben. Haben Sie herzlichen Dank für Ihre Geduld. Die *Sturmlicht-Chroniken* sind ein gewaltiges Unternehmen – was Sie auch an der langen Dankesliste von Personen weiter unten ablesen können.

Falls Sie nicht die Möglichkeit hatten, »Edgedancer« zu lesen – eine einzelne *Sturmlicht*-Erzählung, die zwischen dem zweiten und dem dritten Buch angesiedelt ist –, möchte ich sie Ihnen hiermit empfehlen. Sie ist entweder als Einzelveröffentlichung oder in dem Sammelband »Arcanum Unbounded« zu finden, in dem Novellen und Geschichten aus dem ganzen Kosmeer versammelt sind (das ist das Universum, in dem diese Reihe sowie die *Nebelgeborenen*-Saga, »Elantris«, »Sturmklänge« und andere Bücher spielen).

Nichtsdestotrotz ist jede Reihe so geschrieben, dass sie eigenständig gelesen und genossen werden kann, ohne dass man die anderen Reihen oder Bücher kennen muss. Wenn es Sie interessiert, können Sie eine längere Erklärung auf brandonsanderson.com/cosmere finden.

Und nun zur Parade der Namen! Wie ich schon oft gesagt habe, steht zwar mein Name auf dem Umschlag, aber es gibt unzählige Personen, die dabei geholfen haben, diese Bücher zu Ihnen zu bringen. Sie haben meinen – und Ihren – herzlichsten Dank verdient, weil sie während der drei Jahre, die

ich an diesem Roman geschrieben habe, unermüdlich daran mitgearbeitet haben.

Mein Hauptagent für diese Bücher (und alles andere) ist der wunderbare Joshua Bilmes von JABberwocky. Andere Mitarbeiter der Agentur, die sich ebenfalls damit beschäftigt haben, waren Brady McReynolds, Krystyna Lopez und Rebecca Eskildsen. Ein besonderer Dank geht an John Berlyne, meinen Agenten von Zeno in England, zusammen mit all den Subagenten, die auf der ganzen Welt für uns arbeiten.

Mein Lektor bei Tor war für dieses Projekt der wie immer brillante Moshe Feder. Besonderer Dank gebührt Tom Doherty, der schon seit Jahren an das *Sturmlicht*-Projekt glaubt, und an Devi Pillai, die während der Entstehung des Romans wesentliche Hilfe bei Lektorat und Veröffentlichung geleistet hat.

Weitere hilfreiche Personen bei Tor waren Robert Davis, Melissa Singer, Rachel Bass und Patty Garcia. Karl Gold war unser Herstellungsleiter und Nathan Weaver der Projektleiter, während Meryl Gross und Rafal Gibek für die Produktion verantwortlich waren. Irene Gallo war die künstlerische Leiterin, Michael Whelan hat den (Original-)Umschlag entworfen, von Greg Collins stammen die Innenillustrationen, und Carly Sommerstein war die Korrektorin.

Bei meinem englischen Verleger Gollancz/Orion geht ein Dank an Gillian Redfearn, Stevie Finegan und Charlotte Clay.

Der Redakteur des Buches war Terry McGarry, der schon bei vielen meiner Romane ausgezeichnete Arbeit geleistet hat. Das E-Book wurde von Victoria Wallis und Caitlin Buckley bei Macmillan betreut.

Viele Leute aus meiner eigenen Firma haben lange an der Produktion gearbeitet. Ein *Sturmlicht*-Roman ist jedes Mal ein entscheidendes und einschneidendes Ereignis hier bei Dragonsteel, darum sollten Sie dem ganzen Team zujubeln (oder, in Peters Fall, ihm ein großes Stück Käse geben), falls Sie ihnen

einmal begegnen. Unsere Managerin und Geschäftsführerin ist meine wunderbare Frau Emily Sanderson. Der Vizepräsident und Redaktionsleiter ist der stets so beharrliche Peter Ahlstrom. Künstlerischer Leiter ist Isaac Stewart.

Unsere Versandleiterin (und damit diejenige, die all Ihre signierten Bücher und T-Shirts verschickt, wenn sie über den brandonsanderson.com-Store bestellt wurden) ist Kara Stewart. Karen Ahlstrom ist für unser Continuity-Wiki verantwortlich. Mein persönlicher Assistent und Marketing-Direktor ist Adam Horne. Emilys Assistentin ist Kathleen Dorsey Sanderson, und Emily »Mem« Grange ist die Aushilfe.

Das Hörbuch wurde von meinen bevorzugten Sprechern Michael Kramer und Kate Reading eingelesen. Vielen Dank, ihr beiden, dafür, dass ihr Zeit dafür gefunden habt!

»Der Ruf der Klingen« und »Die Splitter der Macht« führen die Tradition fort, das *Sturmlicht*-Archiv mit wunderbarer Kunst zu füllen. Wieder haben wir eine fantastische Umschlagillustration von Michael Whelan, dessen Detailgenauigkeit uns ein erstaunlich konkretes Bild von Jasnah Kholin schenkt. Es gefällt mir, dass sie einen Platz zum Leuchten auf diesem Umschlag hat, und ich bin dankbar und fühle mich geehrt, dass Michael sich so viel Zeit außerhalb von seiner Galeriearbeit nimmt, um die Welt von Roschar zu malen.

Es bedarf etlicher Künstler, um die verschiedenen Stile zu erschaffen, die in den Ephemera einer anderen Welt gefunden werden, und diesmal haben wir sogar mit noch mehr Künstlern gearbeitet als je zuvor. Dan dos Santos und Howard Lyon sind für die Gemälde von den Herolden auf dem Vorsatzpapier verantwortlich. Ich wollte, dass ihr Stil die klassischen Gemälde der Renaissance und der späteren Romantik nachahmt, und sowohl Dan als auch Howard haben unsere Erwartungen übertroffen. Diese Bilder sind nicht nur große Buchillustrationen, sondern erstaunliche Kunstwerke, die einen Platz in jeder Galerie verdient haben.

Ich sollte noch anfügen, dass Dan und Howard ihr Talent auch auf die Innengestaltung verwendet haben, wofür ich sehr dankbar bin. Dans Modebilder sind so gut, dass sie ebenso den Umschlag hätten zieren können, und Howards Vignetten für einige Kapitel hoffe ich in den folgenden Bänden wiederzusehen.

Ben McSweeney hat sich ein weiteres Mal zu uns gesellt und neun Zeichnungen aus Schallans Skizzenblock beige-steuert. Obwohl er vom einen Ende des Landes zum anderen umgezogen ist, einen anstrengenden Beruf hat und sich um die Bedürfnisse seiner wachsenden Familie kümmern muss, hat Ben dennoch überragende Illustrationen abgeliefert. Er ist ein großer Künstler und ein wunderbarer Mensch.

Weiterhin haben Miranda Meeks und Kelley Harris ganzseitige Illustrationen für diesen Band angefertigt. Beide haben schon früher großartige Arbeit für uns geleistet, und ich bin mir sicher, dass Sie sie genauso lieben werden wie ich.

Außerdem hat uns eine Vielzahl von großartigen Menschen hinter der Bühne als Berater geholfen oder andere Elemente der Kunst in diesem Buch ermöglicht: die David Rumsey Map Collection, Brent von Woodsounds Flutes, Angie und Michelle von Two Tone Press, Emily Dunlay, David und Doris Stewart, Shari Lyon, Payden McRoberts und Greg Davidson.

Meine Schreibgruppe zu »Oathbringer« (sie lesen jede Woche Einsendungen, die fünf- bis achtmal so umfangreich wie gewöhnliche Texte sind) bestand aus Karen Ahlstrom, Peter Ahlstrom, Emily Sanderson, Eric James Stone, Darci Stone, Ben Olsen, Kaylynn Zo-Bell, Kathleen Dorsey Sanderson, Alan »Leyten von Brücke Vier« Layton, Ethan »Narb von Brücke Vier« Skarstedt und außerdem Ben »Steckt mich nicht in Brücke Vier« Olsen.

Ein besonderer Dank geht an Chris »Jon« King für seine Rückmeldungen zu einigen besonders kniffligen Szenen um Teft, Will Hoyum für seinen Rat zur Querschnittslähmung

und Mi'chelle Walker für ihren besonderen Rat zu jenen Szenen, in denen es um Fragen der geistigen Gesundheit geht.

Beta-Leser waren (tief Luft holen) Aaron Biggs, Aaron Ford, Adam Hussey, Austin Hussey, Alice Arneson, Alyx Hoge, Aubree Pham, Bao Pham, Becca Horn Reppert, Bob Kluttz, Brandon Cole, Darci Cole, Brian T. Hill, Chris »Jon« King, Chris Kluwe, Cory Aitchison, David Behrens, Deana Covell Whitney, Eric Lake, Gary Singer, Ian McNatt, Jessica Ashcraft, Joel Phillips, Jory Phillips, Josh Walker, Mi'chelle Walker, Kalyani Poluri, Rahul Pantula, Kellyn Neumann, Kristina Kugler, Lyndsey »Lyn« Luther, Mark Lindberg, Marnie Peterson, Matt Wiens, Megan Kanne, Nathan »Natam« Goodrich, Nikki Ramsay, Paige Vest, Paul Christopher, Randy MacKay, Ravi Persaud, Richard Fife, Ross Newberry, Ryan »Drehy« Dreher Scott, Sarah »Saphy« Hansen, Sarah Fletcher, Shivam Bhatt, Steve Godecke, Ted Herman, Trae Cooper und William Juan.

Unsere Kommentarkoordinatoren für die Beta-Leser waren Kristina Kugler und Kellyn Neumann.

Unsere Gamma-Leser waren viele der Beta-Leser und zusätzlich: Benjamin R. Black, Chris »Gunner« McGrath, Christi Jacobsen, Corbett Rubert, Richard Rubert, Dr. Daniel Strange, David Han-Ting Chow, Donald Mustard III, Eric Warrington, Jared Gerlach, Jareth Greef, Yesse Y. Horne, Joshua Combs, Justin Koford, Kendra Wilson, Kerry Morgan, Lindsey Andrus, Lingting Xu, Loggins Merrill, Marci Stringham, Matt Hatch, Scott Escujuri, Stephen Stinnett und Tyson Thorpe.

Wie Sie sehen können, ist ein Buch wie das vorliegende ein *gewaltiges* Unternehmen. Ohne die Bemühungen dieser vielen Menschen würden Sie ein ganz ganz anderes Buch in den Händen halten.

Wie immer geht mein letzter Dank an meine Familie: an Emily Sanderson, Joel Sanderson, Dallin Sanderson und Oliver Sanderson. Sie ertragen einen Ehemann/Vater, der sich

oft in einer anderen Welt befindet und über Großstürme und Strahlende Ritter nachdenkt.

Schließlich danke ich aber auch Ihnen allen für Ihre Unterstützung dieser Bücher! Sie kommen nicht immer so schnell aus mir heraus, wie ich es mir wünschte. Das liegt teilweise daran, dass ich sie so vollkommen haben möchte, wie es irgend möglich ist. Sie halten einen Band in Ihren Händen, den ich fast zwei Jahrzehnte lang vorbereitet, skizziert, auf- und umgeschrieben habe. Genießen Sie Ihre Zeit in Roschar.

Reise vor Ziel.

»Sollen wir vor dem Sturm Schutz suchen?«, fragte Melu im Rhythmus des Schmerzes. »Oder Schilde tragen?«

Vor ihnen nahm Ulim die Gestalt einer kleinen Person an. »Mach dich nicht lächerlich. Das ist *unser* Sturm. Ihr habt nichts zu befürchten.«

»Und er wird uns zur Macht verhelfen«, erklärte Venli. »Wird diese Macht die der Sturmform noch übersteigen?«

»Große Macht«, sagte Ulim. »Ihr seid auserwählt. Ihr seid etwas Besonderes. Aber ihr müsst diese Gelegenheit wahrnehmen. Heißt sie willkommen. Ihr müsst sie *wollen*. Andernfalls werden die Mächte nicht in der Lage sein, einen Platz in euren Edelsteinherzen einzunehmen.«

Venli hatte so viel gelitten, aber das hier war ihre Belohnung. Sie hatte keine Lust mehr, in menschlicher Unterdrückung zu leben. Und sie würde nie wieder eine Gefangene sein, nie wieder ohnmächtig sein. Mit dieser neuen Macht würde sie immer – *immer* – in der Lage sein, sich zu wehren.

Der Ewigsturm näherte sich aus dem Westen und kehrte zurück, so wie er es schon einmal getan hatte. Ein kleines Dorf in geringer Entfernung fiel in den Schatten des Sturms und wurde von leuchtend roten Blitzen erhellt.

Venli trat vor und summte im Rhythmus des Begehrens, während sie die Arme zu den Seiten ausstreckte. Der Sturm war anders als die Großstürme. Es gab keine Sturmwand aus Schutt und Kremwasser. Er wirkte weitaus anmutiger: eine wogende Wolke aus Rauch und Finsternis, an deren Rändern Blitze ausbrachen und sie scharlachrot färbten.

Sie legte den Kopf in den Nacken, stellte sich den brodelnden, wirbelnden Wolken entgegen und wurde vom Sturm verzehrt.

Eine wütige, ungestüme Dunkelheit umschloss sie. Brennende Aschestäubchen strömten auf allen Seiten an ihr vorbei, und diesmal spürte sie keinen Regen. Nur den Schlag des Donners. Und den Puls des Sturms.

Asche biss ihr in die Haut, und neben ihr schlug etwas auf und rollte über die Steine. Ein Baum? Ja, ein brennender Baum. Sand, Borkenfetzen und Kiesel strömten ihr über Haut und Panzer. Sie kniete nieder, kniff die Augen zusammen, und mit den Armen schützte sie ihr Gesicht vor den umhertreibenden Trümmern.

Etwas Größeres prallte von ihrem Arm ab und schlug gegen den Panzer. Sie keuchte, fiel zu Boden und rollte sich ein.

Ein Druck umgab sie, drängte gegen ihren Geist, gegen ihre Seele. *Lass mich herein.*

Unter Mühen öffnete sie sich dieser Kraft. Es war genauso, wie wenn man eine neue Form annahm, oder?

Schmerz durchfuhr ihr Innerstes, als hätte jemand Feuer in ihre Adern gegossen. Sie schrie auf, und Sand scheuerte über ihre Zunge. Winzige Kohlen rissen an ihrer Kleidung und versengten ihr die Haut.

Und dann: eine Stimme.

WAS IST DAS?

Es war eine warme Stimme. Eine uralte Stimme wie die eines Vaters oder einer Mutter – freundlich hüllte sie sie vollständig ein.

»Bitte«, keuchte Venli in die rauchgeschwängerte Luft. »Bitte.«

JA, sagte die Stimme. WÄHLE JEMAND ANDEREN. DIESE GEHÖRT MIR.

Die Macht, die sich gegen sie gedrängt hatte, zog sich wieder zurück, und die Schmerzen hörten auf. Und dann nahm etwas anderes – etwas Kleineres, weniger Gebietendes – ihren Platz ein. Freudig hieß sie das Sprengsel willkommen, wimmerte vor Erleichterung und stimmte sich in den Rhythmus der Qual ein.

Eine Ewigkeit schien zu vergehen, in der sie vor dem Sturm zusammengekauert auf der Erde lag. Schließlich wurde der Wind schwächer. Die Blitze verblassten. Der Donner wich in die Ferne zurück.

Sie blinzelte sich den Splitt aus den Augen. Als sie sich dann bewegte, fielen kleine Stücke Kremstein und zerfetzte Borkenteile von ihr ab. Sie hustete, stand auf und betrachtete ihre ruinierte Kleidung und die versengte Haut.

Die Sturmform trug sie nicht länger. Sie hatte sich verwandelt in ... tja, war das die Flinkform? Ihre Kleidung fühlte sich zu groß für ihren Körper an, und er zeigte auch nicht mehr die gewohnte beeindruckende Muskulatur. Sie stimmte sich in die Rhythmen ein und stellte fest, dass es noch immer die neuen waren – die harten, wütenden Rhythmen, die die Formen der Macht begleiteten.

Das war nicht die Flinkform, und es war auch nichts anderes, das sie kannte. Sie hatte Brüste – selbst wenn sie klein waren, wie es außerhalb der Paarungsform üblich war – und lange Haarsträhnen. Sie drehte sich um und wollte sehen, ob es bei den anderen genauso war.

Demid stand in ihrer Nähe, und obwohl seine Kleidung in Fetzen hing, war sein muskulöser Körper nicht verletzt. Mächtig und mit breiter Brust stand er da – er war viel größer als sie. Er wirkte eher wie eine Statue als wie ein Lauscher. Als er sich reckte und streckte, glühten seine Augen rot, und sein Körper pulsierte vor dunkelvioletter Macht. Es war ein Glühen, das gleichzeitig Licht und Finsternis verströmte. Dann zog es sich zurück, und Demid schien zufrieden zu sein, es nach seinem Willen wieder hervorrufen zu können.

Was für eine Form war *das*? Sie wirkte so majestätisch; ihre Panzerkämme stachen an den Armen und Wangen aus der Haut hervor. »Demid?«, fragte sie.

Er drehte sich zu Melu um, die in ähnlicher Gestalt herbeikam, und sagte etwas in einer Sprache zu ihr, die Venli nicht kannte. Aber die Rhythmen waren da, und sie kündeten von Spott.

»Demid?«, fragte Venli. »Wie fühlst du dich? Was ist geschehen?«

Er sprach wieder in dieser seltsamen Sprache, und seine Worte verschwammen in ihrem Kopf und regten und drehten sich, bis Venli sie endlich doch verstand. »... Odium reitet auf dem Wind, so wie früher einmal der Feind. Unglaublich. Aharat, bist du das?«

»Ja«, sagte Melu. »Das ... das fühlt ... sich gut an.«

»Fühlt«, sagte Demid. »Es *fühlt*.« Er holte tief und lange Luft. Waren sie verrückt geworden?

Nicht weit von ihr entfernt zog sich Mrun unter einem großen Felsblock heraus, der vorhin noch nicht da gewesen war. Entsetzt erkannte Venli darunter einen gebrochenen Arm, aus dem Blut tropfte. In unmittelbarem Widerspruch zu Ulims Versprechen, dass alle in Sicherheit sein würden, war einer von ihnen zerschmettert worden.

Obwohl Mrun genauso groß und stark war wie die Übrigen, geriet er ins Taumeln, als er auf den Felsen zutrat. Er ergriff den Stein und fiel auf die Knie. In seinem Körper floss jenes dunkelviolette Licht, und er ächzte und murmelte nichts als Kauderwelsch. Altoki näherte sich von der anderen Seite. Sie ging gebeugt, hatte die Zähne gebleckt, und ihre Schritte glichen denen eines Raubtiers. Als sie näher kam, hörte Venli, wie sie zwischen ihren zusammengebissenen Zähnen flüsterte: »Hoher Himmel. Tote Winde. Blutregen.«

»Demid«, sagte Venli im Rhythmus der Zerstörung, »etwas ist schiefgegangen. Setz dich und warte. Ich möchte das Sprengsel suchen.«

Demid blickte sie an. »Hast du diesen Leichnam gekannt?«

»Diesen Leichnam? Demid, warum ...«

»O nein. O nein. O *nein!*« Ulim huschte über den Boden auf sie zu. »Du ... du bist nicht ... Oh, ganz schlecht, ganz schlecht.«

»Ulim!«, rief Venli, stimmte sich in den Spott ein und deutete auf Demid. »Mit meinen Gefährten stimmt etwas nicht. Welches Unheil hast du über uns gebracht?«

»Red nicht mit ihnen, Venli!«, sagte Ulim und nahm die Gestalt eines kleinen Mannes an. »Zeig nicht auf sie!«

Demid stand nicht weit von ihnen entfernt und sammelte in seiner Hand dunkelviolette Macht, die wie in einer Pfütze zusammenlief. Dabei sah er Venli und Ulim an. »Du bist es«, sagte er zu Ulim. »Der Abgesandte. Ich habe Achtung vor deinem Werk, Sprengsel.«

Ulim verneigte sich vor Demid. »Bitte, Großer der Verschmolzenen, sieh die Leidenschaft und vergib diesem Kind.«

»Du solltest es ihr erklären«, sagte Demid, »damit sie mich nicht ... reizt.«

Venli runzelte die Stirn. »Was ist ...«

»Komm mit mir«, sagte Ulim und kräuselte sich über den Boden. Besorgt und überwältigt von ihrer Erfahrung stimmte sich Venli in den Rhythmus der Qualen ein und folgte ihm. Hinter ihr versammelten sich Demid und die Übrigen.

Ulim verwandelte sich vor ihr in eine menschliche Gestalt zurück. »Du hast Glück. Er hätte dich vernichten können.«

»Das würde Demid niemals tun.«

»Zu deinem Pech ist dein Einst-Paarer *nicht mehr da*. Das ist Hariel – und er gehört zu den Übelsten der Verschmolzenen.«

»Hariel? Was meinst du mit ...« Sie verstummte, als die anderen leise mit Demid sprachen. Sie waren so groß, so überheblich, und ihr Betragen machte einen so ... falschen Eindruck.

Jede neue Form veränderte einen Lauscher bis in die Art des Denkens und des Temperaments hinein. Dennoch blieb jeder derselbe. Selbst die Sturmform hatte Venli nicht in etwas anderes verwandelt. Vielleicht ... war sie weniger mitfühlend und angriffslustiger geworden. Doch sie war noch immer sie selbst.

Aber bei den Übrigen verhielt es sich anders. Demid hielt sich anders als ihr Einst-Paarer und sprach auch nicht mehr wie dieser.

»Nein ...«, flüsterte sie. »Du hast gesagt, wir öffnen uns einem neuen Sprengsel – einer neuen Form!«

»Ich *sagte*«, zischte Ulim, »dass ihr euch öffnet. Ich habe nicht gesagt, wer in euch eintreten wird. Eure Götter brauchen neue Körper. So ist es bei jeder Rückkehr. Ihr solltet euch geschmeichelt fühlen.«

»Geschmeichelt darüber, *getötet* zu werden?«

»Ja, zum Besten der Rasse«, erwiderte Ulim. »Das sind die Verschmolzenen: uralte, wiedergeborene Seelen. Du hast anscheinend eine andere Form der Macht erhalten. Ein Band mit einem niedrigeren Sprengsel, das dich über die gewöhnlichen Lauscher erhebt – die herkömmliche Formen haben. Zugleich setzt es dich aber eine Stufe unter die Verschmolzenen. Eine *große* Stufe.«

Sie nickte und wollte zu der Gruppe zurückgehen.

»Warte«, sagte Ulim und huschte über den Boden vor ihr. »Was hast du vor? Was stimmt nicht mit dir?«

»Ich werde diese Seele fortschicken«, sagte sie. »Und Demid zurückholen. Er muss die Konsequenzen kennen, bevor er sich dazu entscheidet, etwas so Drastisches ...«

»Zurückholen?«, fragte Ulim. »*Zurückholen?* Aber er ist doch *tot*. Und das solltest du ebenfalls sein. Das ist schlecht. Was hast du getan? Hast du widerstanden, so wie deine Schwester?«

»Geh mir aus dem Weg.«

»Er wird dich töten. Ich hatte dich vor ihm gewarnt ...«

»Abgesandter«, sagte Demid im Rhythmus der Vernichtung und wandte sich Ulim und Venli zu. Es war nicht seine eigene Stimme.

Sie stimmte sich in Qualen ein. Es war *nicht seine Stimme*.

»Lass sie durch«, sagte das Wesen in Demids Körper. »Ich möchte mich mit ihr unterhalten.«

Ulim seufzte. »Mist.«

»Du redest schon wie ein Mensch, Sprengsel«, sagte Demid. »Du hast hier großartige Dienste geleistet, aber du hast dich

an ihre Art angeglichen und benutzt ihre Sprache. Das finde ich unangenehm.«

Ulim schlängelte sich über die Steine davon. Venli trat auf die Gruppe der Verschmolzenen zu. Zwei von ihnen hatten noch immer Schwierigkeiten, sich zu bewegen. Sie taumelten, stolperten und fielen auf die Knie. Zwei andere zeigten ein verzerrtes, falsches Grinsen.

Die Lauscher-Götter waren nicht bei voller geistiger Gesundheit.

»Ich bedauere den Tod deines Freundes, gute Dienerin«, sagte Demid mit tiefer Stimme und im Einklang mit dem Rhythmus der Befehlsgewalt. »Auch wenn ihr die Kinder von Verrätern seid, euer Krieg muss unterstützt werden. Ihr habt unseren Erbfeinden gegenübergestanden und seid kein Jota zurückgewichen, auch dann nicht, als ihr dem Untergang geweiht wart.«

»Bitte«, sagte Venli. »Er war mir lieb und wert. Könnt ihr ihn zurückbringen?«

»Er ist in die jenseitige Blindheit eingegangen«, sagte Demid. »Im Gegensatz zu dem geistlosen Sprengsel, mit dem du dich verbunden hast – und das in deinem Edelsteinherzen wohnt –, kann meine Seele ihre Wohnstatt mit niemand anderem teilen. Nichts, weder das Neuwachsen noch eine Handlung Odiums kann ihn wiederherstellen.«

Er streckte die Hand aus, ergriff Venli am Kinn, hob es dann an und betrachtete sie. »Du solltest eine Seele tragen, neben der ich tausende von Jahren gekämpft habe. Sie wurde abgewiesen, denn du bist für etwas anderes vorgesehen. Odium hat etwas mit dir vor. Genieße es und trauere nicht um das Hinscheiden deines Freundes. Am Ende wird Odium jenen Rache bringen, gegen die wir kämpfen.«

Er ließ sie los, und sie musste sich zusammenreißen, damit sie nicht hinfiel. Nein. Nein, sie würde keine Schwäche zeigen.

Aber ... Demid ...

Sie drängte ihn aus ihren Gedanken, wie sie es vor ihm auch schon mit Eschonai getan hatte. Dies war der Pfad, den sie eingeschlagen hatte, als sie vor vielen Jahren Ulim zum ersten Mal zugehört und beschlossen hatte, das Risiko einzugehen, das mit der Rückkehr der Götter ihres Volkes verbunden war.

Demid war gestorben, aber sie war verschont geblieben. Und Odium selbst, Gott der Götter, hatte etwas Bestimmtes für sie vorgesehen. Sie setzte sich auf den Boden und wartete, während sich die Verschmolzenen in ihrer seltsamen Sprache miteinander berieten. Als sie wartete, bemerkte sie etwas, das in geringer Entfernung von ihr über dem Boden schwebte. Es war ein kleines Sprengsel, das ihr wie eine Kugel aus Licht erschien. Ja ... so etwas hatte sie auch in Eschonais Nähe gesehen. Was war das?

Es wirkte recht aufgeregt und schoss erst über den Stein und dann näher auf Venli zu. Sofort wusste sie etwas – es war ein instinktives Wissen, so sicher wie das Wissen um die Stürme und die Sonne. Wenn die Kreaturen, die in der Nähe standen, dieses Sprengsel sahen, würden sie es sofort vernichten.

Sie legte die Hand schützend über das Sprengsel, als die Kreatur, die Demids Körper trug, auf sie zukam. Sie drückte das kleine Sprengsel gegen den Felsen und stimmte sich in den Rhythmus der Verlegenheit ein.

Er schien nicht bemerkt zu haben, was sie soeben getan hatte.

»Mach dich bereit, fortgetragen zu werden«, sagte er. »Wir müssen nach Alethela reisen.«

Arm, obwohl Taravangian und Adrotagia hinter ihnen die Plattform betraten.

Navani sah ihm in die Augen, während sie warteten. »Macht dir deine letzte Vision noch immer Sorgen?«

Das war es zwar nicht, was ihn gegenwärtig ablenkte, aber er nickte trotzdem. Er machte sich wirklich Sorgen. Wegen Odium. Obwohl der Sturmwater zu seiner früheren Selbstsicherheit zurückgekehrt war, konnte Dalinar die Erinnerung an das mächtige Sprengsel, das vor Furcht gewimmert hatte, nicht abschütteln.

Navani und Jasnah hatten seinem Bericht über das Treffen mit dem dunklen Gott gebannt zugehört, aber sie hatten diese Vision keiner breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

»Vielleicht«, sagte Navani, »war das ebenfalls eines dieser vorausgeplanten Ereignisse, das du nach dem Willen des Allmächtigen sehen solltest.«

Dalinar schüttelte den Kopf. »Odium hat sich *so wirklich* angefühlt. Ich habe ein richtiges Gespräch mit ihm geführt.«

»Du kannst auch mit anderen Personen in den Visionen sprechen, nur nicht mit dem Allmächtigen selbst.«

»Du bist der Meinung, dass der Allmächtige kein vollständiges Abbild eines Gottes erschaffen kann. Nein. Ich habe die Ewigkeit gesehen, Navani ... eine gewaltige göttliche Endlosigkeit.«

Er zitterte. Sie hatten beschlossen, fürs Erste auf die Benutzung der Visionen zu verzichten. Wer wusste schon, welches Risiko sie eingingen, indem sie andere in diese Visionen einführten und sie möglicherweise Odium aussetzten?

Aber wer kann sagen, ob es ihm nicht auch möglich ist, in die wirkliche Welt hineinzureichen?, dachte Dalinar. Er schaute wieder hoch. Die Sonne war nichts als ein brennendes Weiß, der Himmel ein verwaschenes Blau. Dabei hatte er geglaubt, oberhalb der Wolken eine bessere Perspektive zu haben.

Schließlich hatten Taravangian und Adrotagia sie erreicht, gefolgt von Taravangians seltsamer Wogenbinderin, der kurzhaarigen Malata. Dalinars Leibwache bildete die Nachhut. Rial salutierte vor ihm. Schon wieder.

»Du musst nicht jedes Mal vor mir salutieren, wenn ich dich ansehe, Sergeant«, sagte Dalinar trocken.

»Bin bloß besonders vorsichtig, Herr.« Der lederige, dunkelhäutige Mann salutierte ein weiteres Mal. »Möchte nicht angezeigt werden, weil ich zu wenig Respekt habe.«

»Ich habe dich nicht namentlich genannt, Rial.«

»Aber jeder hat es gewusst, Hellherr.«

»Na, so etwas ...«

Rial grinste, und Dalinar bedeutete dem Mann, seine Feldflasche zu öffnen. Er schnüffelte daran; seine Nase suchte nach Alkohol. »Ist sie diesmal rein?«

»Vollkommen. Beim letzten Mal habt Ihr mich getadelt. Jetzt ist nur Wasser drin.«

»Und den Alkohol hast du ...«

»In meinem Flachmann, Herr«, sagte Rial. »Rechte Beintasche meiner Uniform. Aber macht Euch keine Sorgen; sie ist fest zugeknöpft, und ich habe vollkommen vergessen, dass es sie gibt. Ich werde sie erst wiederentdecken, wenn ich meine Pflichten erledigt habe.«

»Dessen bin ich mir sicher.« Dalinar ergriff Navanis Arm und folgte Taravangian und Adrotagia.

»Du hättest jemand anderen zu deiner Beschützung abkommandieren können«, flüsterte Navani ihm zu. »Dieser schmierige Mann ist ... so unpassend.«

»Eigentlich mag ich ihn«, gab Dalinar zu. »Er erinnert mich an einige meiner Freunde aus den alten Zeiten.«

Das Kontrollgebäude in der Mitte dieser Plattform war wie die anderen gebaut: Mosaik auf dem Boden, der Schlüsselmechanismus in der gebogenen Wand. Doch die Muster auf dem Boden zeigten Glyphen aus dem Dämmerungssang.

Dieses Gebäude glich jenem in Thaylen-Stadt, und wenn es aktiviert wurde, tauschten die beide die Plätze.

Es gab zehn Plattformen hier und zehn auf der übrigen Welt verstreut. Die Glyphen auf den Böden deuteten an, dass es möglich war, unmittelbar von einer Stadt in eine andere verbracht zu werden, ohne zuerst nach Urithiru kommen zu müssen. Bisher war noch nicht entdeckt worden, wie das gelingen mochte, und fürs Erste konnte jedes Tor nur mit seinem Zwilling vertauscht werden. Dafür mussten sie zuvor auf beiden Seiten entsperrt werden.

Navani begab sich geradewegs zum Kontrollmechanismus. Malata gesellte sich zu ihr und sah Navani über die Schulter zu, während sie sich an dem Schlüsseloch zu schaffen machte, das in der Mitte eines zehnstrahligen Sterns in einer Metallplatte steckte. »Ja«, sagte Navani, nachdem sie einige Aufzeichnungen gelesen hatte. »Der Mechanismus ist der gleiche wie jener auf der Zerbrochenen Ebene. Man muss das hier drehen ...«

Sie schrieb etwas durch eine Spannfeder nach Thaylen-Stadt, drängte dann alle aus dem Raum und verließ ihn schließlich selbst. Einen Augenblick später blitzte das ganze Gebäude auf. Ein Kreis aus Sturmlicht umzuckte es wie das Nachbild eines Brandes in der Dunkelheit. Dann traten Kaladin und Schallan aus der Tür.

»Es funktioniert!«, sagte Schallan, als sie herauskam und vor Freude beinahe überfloss. Kaladin hingegen wirkte gefasst und ruhig. »Es würde uns viel Sturmlicht sparen, wenn es möglich wäre, nicht die ganze Plattform, sondern nur die Kontrollgebäude auszutauschen.«

»Bisher haben wir bei jedem Übergang die Eidtore mit der vollen Kraft betrieben«, sagte Navani. »Ich vermute, das ist nicht der einzige Fehler, den wir hinsichtlich dieses Ortes und seiner Maschinen begehen. Aber da ihr das thaylenische Tor nun geöffnet habt, sollte es uns möglich sein, es nach

unserem Belieben zu benutzen – mit Hilfe der Strahlenden natürlich.«

»Herr«, sagte Kaladin zu Dalinar, »die Königin ist bereit, Euch zu treffen.«

Taravangian, Navani, Adrotagia und Malata betraten das Gebäude, Schallan hingegen ging die Rampe hinunter und auf Urithiru zu. Dalinar packte Kaladin am Arm, als dieser ihr folgen wollte.

»Gab es auf dem Flug vor dem Großsturm keine Schwierigkeiten?«, fragte Dalinar.

»Keine, Herr. Ich bin zuversichtlich, dass es gelingen wird.«

»Also wirst du beim nächsten Sturm nach Kholinar fliegen, Soldat. Ich verlasse mich darauf, dass du und Adolin Elhokar davon abhalten werdet, etwas Närrisches zu tun. Seid vorsichtig. Seltsames geht in dieser Stadt vor, und ich kann es mir nicht leisten, euch zu verlieren.«

»Ja, Herr.«

»Fliegt am südlichen Arm des Todesbiegenflusses entlang. Die Parscher mögen diese Gegend inzwischen erobert haben, aber sie gehört jetzt dir.«

»... Herr?«

»Du bist ein Splitterträger, Kaladin. Das macht dich mindestens zu einem Angehörigen des vierten Dahns und zum Landeigentümer. Elhokar hat schöne Besitzungen für dich gefunden, die im letzten Jahr nach dem Tod des dortigen Hellherrn, der keine Erben hatte, an die Krone gefallen sind. Es ist kein besonders großes Land, aber jetzt bist du der Herr darüber.«

Kaladin wirkte verblüfft. »Gibt es Orte auf diesem Land, Herr?«

»Sechs oder sieben; einer davon ist nicht unbedeutend. In ganz Alethkar gehört der Fluss zu denen, die am beständigsten Wasser tragen. Sogar im Mittelfrieden trocknet er nicht aus. Außerdem führt eine viel benutzte Karawanenroute dort hindurch. Deinen Untertanen geht es gut.«

»Herr, Ihr wisst, dass ich eine solche Bürde nicht tragen will.«

»Wolltest du ein Leben ohne Bürden führen, hättest du nicht die Eide sprechen sollen«, sagte Dalinar. »Bei solchen Dingen können wir nicht wählen, mein Sohn. Sorg einfach dafür, dass du einen guten Verwalter, weise Schreiberinnen und einige verlässliche Männer aus dem fünften und sechsten Dahn hast, die in den Orten das Sagen haben. Wir können von Glück reden – auch du –, wenn wir am Ende all dessen noch über ein Königreich verfügen, das uns aufgebürdet werden kann.«

Kaladin nickte langsam. »Meine Familie lebt im nördlichen Alethkar. Da ich inzwischen geübt habe, im Sturm zu fliegen, will ich sie holen, sobald ich von der Kholinar-Mission zurückgekehrt bin.«

»Öffne das Eidtor, und danach kannst du tun, was du willst. Ich sage dir, dass das Beste, das du gegenwärtig für deine Familie tun kannst, darin besteht, Alethkar vor dem Untergang zu bewahren.«

Den Berichten der Spannfedern zufolge bewegten sich die Bringer der Leere allmählich nach Norden und hatten einen großen Teil von Alethkar erobert. Relis Ruthar hatte versucht, die im Lande verbliebenen Streitkräfte der Alethi zu sammeln, war aber in Richtung Herdaz zurückgedrängt worden und hatte unter der Gewalt der Verschmolzenen große Verluste erlitten. Doch die Bringer der Leere töteten niemanden, der nicht an den Kämpfen beteiligt war. Kaladins Familie sollte also in Sicherheit sein.

Der Hauptmann lief die Rampe hinunter, Dalinar sah ihm nach und dachte an seine eigenen Bürden. Sobald Elhokar und Adolin von ihrer Mission zur Rettung Kholinars zurückgekehrt waren, würden sie mit den Vorbereitungen zu Elhokars Einsetzung als Großkönig fortfahren. Doch er hatte es bis jetzt noch nicht verkündet, nicht einmal den Großprinzen gegenüber.

Etwas in Dalinar wusste, dass er nun damit fortfahren sollte. Er sollte Adolin zum Großprinzen ernennen und selbst zurücktreten, und doch schob er es noch hinaus. Es wäre die endgültige Trennung zwischen ihm und seinem Heimatland. Zuerst wollte er wenigstens versuchen, bei der Rückeroberung der Hauptstadt zu helfen.

Dalinar gesellte sich zu den anderen in dem Kontrollgebäude und nickte Malata zu. Sie rief ihre Splitterklinge und steckte sie in den Schlitz. Das Metall der Platte bewegte sich, zerfloss und passte sich der Gestalt der Klinge an. Sie hatten zahlreiche Tests durchgeführt, und obwohl die Mauern des Gebäudes kaum dick zu nennen waren, konnte man die Spitze der Splitterklinge nicht auf der anderen Seite herausragen sehen. Sie verschmolz mit dem seltsamen Mechanismus.

Malata drückte gegen die Seite des Schwertgriffs. Die innere Wand des Kontrollgebäudes drehte sich. Der Boden unter den Mosaiken erglühte und beleuchtete sie, als bestünden sie aus Bleiglas. Malata hielt ihre Klinge in der korrekten Position an, und einen Lichtblitz später waren sie angekommen. Dalinar verließ das kleine Gebäude und trat auf eine Plattform in der fernen Stadt Thaylen, einem Hafen an der Westküste auf einer großen Insel in der Nähe der Frostlande.

Hier war die Plattform, die das Eidtor umgab, in einen Skulpturengarten umgewandelt worden – aber die meisten Statuen lagen umgekippt und zerbrochen am Boden. Königin Fen stand zusammen mit ihrem Gefolge auf der Rampe. Vermutlich hatte Schallan ihr gesagt, sie solle in einer gewissen Entfernung warten, falls die Versetzung der Plattform allein aus irgendwelchen Gründen nicht gelingen sollte.

Die Plattform befand sich hoch oben in der Stadt, und als Dalinar sich dem Rand näherte, bemerkte er, was für eine großartige Aussicht er von hier genoss. Der Anblick raubte Dalinar den Atem.

Thaylen-Stadt war eine Gebirgsmetropole wie Kharbranth und schmiegte sich an einen Hang, der sie vor den Großstürmen schützte. Dalinar war nie zuvor hier gewesen, aber er hatte die Karten studiert und wusste, dass Thaylen-Stadt früher nur einen kleinen Teil in der Mitte der modernen Ansiedlung gebildet hatte, der als der Alte Bezirk bekannt war. Dieser erhöht gelegene Teil war durch den Verlauf der Felsen geformt worden, die vor Jahrtausenden von Menschenhand bearbeitet worden waren.

Doch die Stadt war weit über diesen Teil hinausgewachsen. Ein niedriger gelegenes Viertel, das Unterer Bezirk genannt wurde, zog sich über das Gestein am Fuß der Mauer, einer weiten, gedrungenen Befestigungsanlage im Westen, die von den Klippen auf der einen Seite der Stadt bis zum Vorgebirge auf der anderen Seite verlief.

Über und hinter dem Alten Bezirk hatte sich die Stadt in einer Reihe stufenförmiger Erhebungen ausgebreitet. Diese Hohen Bezirke endeten beim Herrscherbezirk am oberen Ende der Stadt und beherbergten Paläste, Herrenhäuser und Tempel. Die Plattform des Eidtores befand sich hier oben, am nördlichen Rand der Stadt und in der Nähe der Klippen, die bis hinunter zum Meer reichten.

Früher war diese Stadt wegen ihrer verblüffenden Architektur bekannt gewesen. Doch heute erstarrte Dalinar aus einem anderen Grund. Dutzende ... nein, hunderte Gebäude waren eingestürzt. Ganze Viertel lagen in Schutt und Trümmern, während höher gelegene Häuser durch den Ewigsturm eingerissen und auf die darunter liegenden Anwesen gestürzt waren. Was früher als eine der schönsten Städte in ganz Roschar gegolten hatte – bekannt für seine Künste, seinen Handel und seinen feinen Marmor –, war nun so zerbrochen und zerschmettert wie ein Teller aus feinstem Porzellan, den eine achtlose Dienstmagd fallen gelassen hatte.

Ironischerweise hatten viele einfachere Gebäude des unteren Bereichs der Stadt im Schatten der Mauer den Stürmen getrotzt. Aber die berühmten Docks von Thaylen lagen jenseits dieser Befestigungsanlagen auf der kleinen Halbinsel im Westen vor der Stadt. Dieses Gebiet war besonders dicht bebaut gewesen – hauptsächlich mit Lagerhäusern, Tavernen und Läden, allesamt aus Holz.

Sie waren vollkommen weggefeegt worden. Nur Ruinen waren übrig geblieben.

Sturmwater: Kein Wunder, dass sich Fen seinen störenden Befehlen widersetzt hatte. Der größte Teil dieser Verwüstungen war durch den ersten vollen Ewigsturm bewirkt worden; Thaylen-Stadt war ihm einigermaßen ungeschützt ausgeliefert, denn kein Land lag vor ihm, wenn er aus Westen über den Ozean herbeiblies. Außerdem hatten eine Menge Gebäude aus Holz bestanden, insbesondere in den Hohen Bezirken. Dies war ein Luxus gewesen, der nur an Orten wie Thaylen-Stadt möglich war, die bisher lediglich den sanften Ausläufern der Sturmwinde unterworfen gewesen waren.

Der Ewigsturm war nun schon fünftmal wiedergekommen, auch wenn die nachfolgenden Stürme glücklicherweise nicht mehr so stark wie der erste gewesen waren. Dalinar stand am Rand der Plattform, nahm den Anblick für eine Weile in sich auf, dann führte er seine Gruppe dorthin, wo Königin Fen samt ihrem Gefolge aus Schreiberinnen, Hellaugen und Leibwächtern auf der Rampe stand. Auch ihr Prinzgemahl Kmakl war anwesend, ein ältlicher Thaylener mit Brauen und Schnauzbart, die zusammen das Gesicht einrahmten. Er trug eine Weste und eine Kappe und wurde von zwei Feuerer-Schreiberinnen begleitet.

»Fen ...«, sagte Dalinar sanft, »es tut mir so leid.«

»Offenbar haben wir zu lange im Luxus gelebt«, sagte Fen, und er war überrascht von ihrem Akzent. In den Visionen hatte es ihn gar nicht gegeben. »Ich erinnere mich, dass ich als

Kind häufig befürchtete, die Menschen in den anderen Ländern könnten herausfinden, wie schön es hier ist, wie mild das Wetter und wie sanft die Stürme sind. So hatte ich befürchtet, wir könnten eines Tages von Einwanderern überrannt werden.«

Sie drehte sich zu ihrer Stadt um und seufzte leise und traurig.

Wie mochte es wohl gewesen sein, hier zu leben? Dalinar versuchte sich vorzustellen, in einem Haus zu wohnen, das sich nicht wie eine Festung anfühlte. Gebäude aus Holz und mit großen Fenstern. Mit Dächern, die nur den Regen abhalten mussten. Er hatte die Leute scherzen hören, dass man in Kharbranth eine Glocke heraushängen musste, wenn man wissen wollte, ob der Großsturm eingetroffen sei, denn sonst würde man ihn verpassen, weil man ihn gar nicht bemerkte. Taravangian hatte Glück gehabt, denn seine eigene Stadt war ein wenig nach Süden ausgerichtet und daher einer Verwüstung dieses Maßstabs bisher entgangen.

»Nun«, sagte Fen, »wir sollten eine kleine Stadtbesichtigung machen. Ich glaube, es gibt einige wenige Orte von Bedeutung, die noch stehen.«

aufzählte, die hier gekrönt worden waren. Sie erläuterte die Bedeutung der komplexen Verzierungen an der Rückwand und führte die Gruppe an die Seiten, wo sie die Schnitzwerke besichtigen konnten. Es war eine Schande, mehrere Statuen sehen zu müssen, deren Gesichter abgeschlagen worden waren. Wie war der Sturm hier hereingekommen?

Als sie fertig waren, führte Königin Fen sie nach draußen auf einen Platz im Herrscherbezirk, auf dem Sänften bereitstanden. Navani stieß ihn an.

»Was ist los?«, fragte er leise.

»Hör auf, so finster dreinzuschauen.«

»Ich schaue nicht finster drein.«

»Du bist gelangweilt.«

»Ich ... schaue nicht finster drein.«

Sie hob eine Braue.

»Sechs Tempel?«, fragte er. »Diese Stadt liegt in Trümmern, und wir sehen uns Tempel an.«

Vor ihnen kletterten Fen und ihr Gemahl in eine Sänfte. Bisher hatte Kmakls Aufgabe bei dieser Besichtigungstour lediglich darin bestanden, hinter Fen zu stehen und – wenn immer sie etwas sagte, das er als bedeutsam erachtete – ihren Schreiberinnen zuzunicken, damit sie die Worte der Königin in die offiziellen Berichte aufnahmen.

Kmakl trug kein Schwert. In Alethkar hätte dies darauf hingewiesen, dass der Mann – schon wegen seines Ranges – ein Splitterträger war, aber hier war das nicht der Fall. In Thaylenah gab es nur fünf Klingen – und drei Splitterpanzer –, und jede befand sich im Besitz einer alten Familie, die sich der Verteidigung des Throns verschworen hatte. Hätte Fen ihm nicht besser diese Splitter gezeigt?

»Finster ...«, sagte Navani.

»Das ist es doch, was sie von mir erwarten«, sagte Dalinar und deutete mit dem Kopf auf die thaylenischen Schreiberinnen und Würdenträger. Ganz vorn in dem Zug befand sich

eine Gruppe von Soldaten, die Dalinar mit großem Interesse beäugten. Vielleicht bestand der wahre Zweck dieser Besichtigungen darin, den Hellaugen eine Möglichkeit zu verschaffen, ihn genau zu betrachten.

Die Sänfte, die er sich mit Navani teilte, duftete nach Steinknospenblüten. »Das Fortschreiten von einem Tempel zum nächsten ist eine Tradition in Thaylen-Stadt«, sagte Navani leise, als ihre Träger die Sänfte anhoben. »Der Besuch aller zehn stellt eine Reise durch den gesamten Herrscherbezirk dar und ist eine nicht gerade feinsinnige Zurschaustellung der Vorinfrömmigkeit des Throns. In der letzten Zeit hatten die Regenten Schwierigkeiten mit der Kirche.«

»Ich fühle mit ihnen. Glaubst du, sie hören mit diesem ganzen Pomp auf, wenn ich ihnen erkläre, dass ich ebenfalls ein Häretiker bin?«

Navani beugte sich in der kleinen Sänfte vor und legte ihm die Freihand auf das Knie. »Liebster, wenn dich das alles so ärgert, hätten wir vielleicht einen Diplomaten herschicken sollen.«

»Ich bin ein Diplomat.«

»Dalinar ...«

»Das ist jetzt meine Pflicht, Navani. Ich *muss* meine Pflicht tun. Immer wenn ich sie in der Vergangenheit versäumt habe, ist etwas Schreckliches geschehen.« Er ergriff ihre Hände. »Ich beschwere mich, weil ich dir gegenüber offen reden kann. Ich verspreche dir, dass ich meine finsternen Blicke auf ein Minimum beschränken werde.«

Während die Träger sie geschickt einige Treppenstufen emportrugen, sah Dalinar aus dem Fenster der Sänfte. Dieser obere Teil der Stadt hatte den Sturm recht gut überstanden, denn viele der Gebäude waren aus dickem Stein errichtet. Doch einige waren eingestürzt. Die Sänfte kam an einer umgekippten Statue vorbei, die an den Fußknöcheln abgebrochen und von einem hohen Sims in Richtung des Unteren Bezirks gefallen war.

Die Stadt ist härter getroffen worden, als es die Berichte angedeutet haben, dachte er. Dieses Maß an Zerstörung ist einzigartig. Ist es nur all dem Holz und den fehlenden Maßnahmen zuzuschreiben, mit denen die Stürme abgemildert werden können? Oder steckt mehr dahinter? Einige Berichte über den Ewigsturm erwähnten gar keine Winde, sondern nur Blitze. Andere sprachen auf verwirrende Weise nicht von Regen, sondern von brennenden Kohlen. Selbst innerhalb eines einzigen Ewigsturms gab es die unterschiedlichsten Ausprägungen.

»Für Fen ist es vermutlich tröstlich, wenn sie etwas Vertrautes tut«, sagte Navani leise zu ihm, als die Träger sie beim nächsten Haltepunkt absetzten. »Diese Besichtigungsreise ist eine Erinnerung an die Zeit, bevor die Stadt solche Schrecken durchgemacht hat.«

Er nickte. Dieser Gedanke half ihm, einen weiteren Tempel zu ertragen.

Fen kletterte gerade ebenfalls aus ihrer Sänfte. »Der Tempel von Battah ist einer der ältesten in der ganzen Stadt. Die größte Sehenswürdigkeit stellt natürlich das Simulacrum von Paralet dar, die großartige Statue, die ...« Sie verstummte, und Dalinar folgte ihrem Blick zu den Steinfüßen des umgestürzten Standbildes. »Oh. Richtig.«

»Kommt, wir wollen uns den Tempel ansehen«, drängte Dalinar sie. »Ihr habt gesagt, es sei einer der ältesten. Wer ist denn der älteste?«

»Nur Ischis Tempel ist noch älter«, sagte sie. »Aber wir werden weder dort noch hier länger verweilen.«

»Ach, nein?«, fragte Dalinar und bemerkte den fehlenden Gebetsrauch über dem Dach. »Ist das Gebäude beschädigt?«

»Das Gebäude? Nein, nicht das Gebäude.«

Zwei müde wirkende Feuerer kamen heraus und gingen die Treppe hinunter. Ihre Roben waren mit roten Flecken übersät. Dalinar sah Fen an. »Habt Ihr etwas dagegen, wenn ich trotzdem hineingehe?«

»Wenn Ihr wollt.«

Als Dalinar zusammen mit Navani die Treppe hochstieg, bemerkte er einen Geruch im Wind. Es war der Geruch von Blut, der ihn an die Schlacht erinnerte. Als sie das Podest erklimmen hatten und in den Tempel schauten, war der Anblick ebenfalls vertraut. Hunderte Verwundete lagen auf dem Marmorboden oder auf einfachen Pritschen, und Schmerzsprengsel erstreckten sich wie orangefarbene sehnige Hände zwischen ihnen.

»Wir mussten improvisieren«, sagte Fen, als sie hinter ihm durch die Tür trat, »nachdem unsere traditionellen Krankenhäuser belegt waren.«

»So viele?«, fragte Navani und hielt sich die Schutzhand vor den Mund. »Können denn nicht einige von ihnen nach Hause geschickt werden, damit sie von ihren Familien gesund gepflegt werden?«

Doch Dalinar vermochte die Antwort auf diese Frage an den leidenden Menschen abzulesen. Manche erwarteten nur noch den Tod; sie hatten innere Blutungen oder litten an unheilbaren Infektionen, die von winzigen roten Fäulnisssprengseln auf der Haut angezeigt wurden. Andere hatten kein Zuhause mehr, in das sie hätten zurückkehren können, denn es waren viele Familien zu sehen, die sich um eine verwundete Mutter, einen Vater oder ein Kind zusammendrängten.

Bei den Stürmen ... Dalinar schämte sich beinahe dafür, dass sein eigenes Volk den Ewigsturm so gut überstanden hatte. Als er sich schließlich umdrehte und zum Gehen anschickte, wäre er beinahe gegen Taravangian gestoßen, der wie ein Geist im Türdurchgang stand. Der alte Monarch wirkte zerbrechlich, verschwand fast in seinen weichen Roben und weinte bitterlich, als er die Menschen in dem Tempel betrachtete.

»Bitte«, sagte er. »Bitte. Meine Ärzte halten sich in Vedenar auf. Es wäre eine einfache Reise durch das Eidtor. Erlaubt mir, sie herzubringen. Erlaubt mir bitte, dieses Leiden zu lindern.«

Fen kniff die Lippen zu einer schmalen Linie zusammen. Sie war mit diesem Treffen einverstanden gewesen, aber das machte sie noch nicht zu einem Teil von Dalinars geplanter Koalition. Doch was konnte sie einer solchen Bitte entgegenhalten?

»Eure Hilfe wäre sehr willkommen«, sagte sie.

Dalinar unterdrückte ein Lächeln. Fen hatte einen Schritt auf sie zugemacht, indem sie erlaubt hatte, das Eidtor zu aktivieren. Das hier war ein weiterer Schritt. *Taravangian, du bist ein Schatz.*

»Leih mir eine Schreiberin und eine Spannfeder«, sagte Taravangian. »Ich werde meine Strahlende anweisen, sofort Hilfe zu holen.«

Fen erteilte die notwendigen Befehle, und ihr Gemahl nickte, damit ihre Worte aufgeschrieben wurden. Als sie zurück zu den Sänften gingen, blieb Taravangian auf der Treppe stehen und schaute auf die Stadt hinaus.

»Euer Majestät?«, fragte Dalinar und hielt inne.

»Ich kann hierin meine Heimat erkennen, Hellherr.« Er legte eine zitternde Hand gegen die Tempelwand und stützte sich an ihr ab. »Ich blinzele mit meinen matten Augen, und ich sehe Kharbranth, das im Krieg zerstört wurde. Und dann frage ich mich: ›Was muss ich tun, um die Menschen zu beschützen?«

»Wir werden sie beschützen, Taravangian. Das *schwöre* ich.«

»Ja ... ja, ich glaube Euch, Schwarzdorn.« Er stieß einen langen Seufzer aus und schien noch mehr in sich zusammenzusacken. »Ich glaube ... ich glaube, ich werde hierbleiben und meine Ärzte erwarten. Bitte schließt Euch den anderen an.«

Als der Rest davonging, setzte sich Taravangian auf die Treppe. Von seiner Sänfte aus schaute Dalinar zurück und sah den alten Mann dort sitzen, die Hände vor sich gefaltet, den leberfleckigen Kopf gesenkt, beinahe in der Haltung eines Knienenden vor einem verbrennenden Gebet.

Fen trat neben Dalinar. Die weißen Locken ihrer Augenbrauen bebten im Wind. »Es ist viel mehr an ihm, als die Leute wissen – auch noch nach seinem Unfall. Das habe ich schon oft gesagt.«

Dalinar nickte.

»Aber«, fuhr Fen fort, »er tut so, als wäre die ganze Stadt ein Friedhof. Das ist jedoch *nicht* der Fall. Wir werden sie aus den Trümmern neu errichten. Meine Baumeister planen, Mauern vor jeden Bezirk zu setzen. Wir werden wieder Boden unter die Füße bekommen. Wir müssen nur dem Sturm voraus sein. Es ist bloß der plötzliche Verlust der Arbeitskräfte, der uns lähmt. Unsere Parscher ...«

»Meine Armeen könnten beim Wegschleppen der Trümmer, beim Bewegen der Steine und dem Wiederaufbau helfen«, sagte Dalinar. »Sagt mir nur Bescheid, und Ihr werdet Zugang zu tausenden helfenden Händen haben.«

Fen erwiderte darauf nichts, aber Dalinar hörte gemurmelte Worte von den jungen Soldaten und Dienern, die neben den Sänften warteten. Dalinar richtete seine Aufmerksamkeit auf sie, insbesondere auf einen von ihnen. Für einen Thaylener war der junge Mann groß und hatte blaue Augen und gestärkte Brauen, die er sich glatt an den Kopf gekämmt hatte. Seine saubere Uniform war natürlich im Thaylen-Stil geschneidert; die kurze Jacke war über der Brust eng geknöpft.

Das wird ihr Sohn sein, dachte Dalinar, als er die Gesichtszüge des jungen Mannes eingehend betrachtete. Nach der Tradition der Thaylener war er bloß einer der Offiziere, nicht aber der Erbe. Die Monarchie dieses Reiches war nicht vererbbar.

Aber ob er nun der Erbe war oder nicht, dieser junge Mann war wichtig. Er flüsterte den anderen etwas Höhnisches zu, und sie nickten, murmelten und betrachteten Dalinar mit finsternen Mienen.

Navani stieß Dalinar an und schenkte ihm einen fragenden Blick.

Später, formte er mit den Lippen und wandte sich an Königin Fen. »Ist der Tempel Ischis ebenfalls voller Verwundeter?«

»Ja. Vielleicht können wir ihn überspringen.«

»Ich hätte nichts dagegen, mir die unteren Bezirke der Stadt anzusehen«, sagte Dalinar. »Vielleicht den großen Basar, von dem ich schon so viel gehört habe?«

Navani zuckte zusammen, und Fen versteifte sich.

»Er war ... unten beim Hafen, nicht wahr?«, fragte Dalinar und schaute auf das Trümmerfeld vor der Stadt. Er hatte angenommen, der Basar habe sich im Alten Bezirk, also im Mittelpunkt der Stadt befunden. Er hätte die Karten genauer studieren müssen.

»Im Hof von Talanelat habe ich Erfrischungen bereitstellen lassen«, sagte Fen. »Er ist der letzte Punkt auf unserer Rundreise. Sollen wir direkt dorthin gehen?«

Dalinar nickte, und sie setzten sich wieder in die Sänften. Drinnen beugte er sich zu Navani vor und sagte leise: »Königin Fen ist keine absolute Autorität.«

»Selbst dein Bruder hatte keine *vollkommene* Macht.«

»Aber in der Thaylen-Monarchie ist es noch viel schlimmer. Der Rat der Kaufleute und Marineoffiziere sucht schließlich den Regenten oder die Regentin aus. Sie alle haben großen Einfluss in der Stadt.«

»Ja. Worauf willst du hinaus?«

»Das bedeutet, dass Fen nicht allein auf meine Bitten reagieren kann«, sagte Dalinar. »Solange es Elemente in der Stadt gibt, die der Meinung sind, dass ich einen Eroberungsfeldzug plane, kann sie militärischer Hilfe niemals zustimmen.« Er fand einige Nüsse in einem Fach der Armlehne und kaute auf ihnen herum.

»Wir haben keine Zeit für ein langes politisches Tauziehen«, sagte Navani und bedeutete ihm, ihr ein paar Nüsse abzugeben.

»Vielleicht hat Teschav Familie in der Stadt, auf die sie sich stützen kann.«

»Es wäre einen Versuch wert. Oder ... mir kommt gerade eine Idee.«

»Hat sie zur Folge, dass jemand verprügelt wird?«

Er nickte. Darauf seufzte sie.

»Sie warten auf ein Spektakel«, sagte Dalinar. »Sie wollen sehen, was der Schwarzdorn tun wird. Königin Fen ... in den Visionen verhielt sie sich schon genauso. Sie hat sich mir erst geöffnet, als ich ihr mein ehrliches Gesicht gezeigt habe.«

»Dein ehrliches Gesicht *muss* nicht das eines Mörders sein, Dalinar.«

»Ich werde versuchen, niemanden zu töten«, sagte er. »Ich werde ihnen bloß eine Lektion erteilen. Sie brauchen eine Vorführung.«

Eine Lektion. Eine Vorführung.

Diese Worte blieben in seinem Kopf stecken, und er stellte fest, dass er in seinen Erinnerungen nach etwas Verschwommenem, Unbestimmtem suchte. Nach etwas ... etwas, das mit dem Graben zu tun hatte und mit ... Sadeas?

Die Erinnerung schoss davon und versteckte sich dicht unter der Oberfläche seines Bewusstseins. Sein Unterbewusstsein scheute davor zurück, und er zuckte zusammen, als hätte er eine Ohrfeige erhalten.

In dieser Richtung ... in dieser Richtung lag *Schmerz*.

»Dalinar?«, fragte Navani. »Es wäre *möglich*, dass du recht hast. Vielleicht ist es für unsere Botschaft wirklich nicht hilfreich, wenn dich die Leute höflich und ruhig sehen.«

»Also *doch* noch mehr finstere Blicke?«

Sie seufzte. »Noch mehr finstere Blicke.«

Er grinste.

»Oder du grindest einfach«, fügte sie hinzu. »Das wirkt bei dir *noch* beunruhigender.«

Der Hof von Talenelat war ein großes Steingeviert, das Steinsehne, dem Herold der Soldaten geweiht war. Auf einem stufenförmigen Podest stand der Tempel selbst, aber sie erhielten keine Gelegenheit hineinzuschauen, denn der Haupteingang war eingestürzt. Ein großer rechteckiger Steinblock, der als Sims gedient hatte, war heruntergefallen.

Wunderschöne Reliefs bedeckten die Außenwände und zeigten den Herold Talenelat, wie er sich allein gegen eine Woge von Bringern der Leere behauptete. Leider war das Kunstwerk an unzähligen Stellen gerissen und gebrochen. Ein großer schwarzer Brandfleck am oberen Teil der Mauer zeigte an, dass ein Blitz des Ewigsturms in das Gebäude eingeschlagen war.

Keinem anderen Tempel war es so schlecht ergangen. Es war, als hegte Odium einen besonderen Groll gegen ihn.

Talenelat, dachte Dalinar. *Er war derjenige, den sie im Stich gelassen hatten. Der, den ich verloren habe ...*

»Ich muss mich um noch etwas kümmern«, sagte Fen. »Da der Handel in dieser Stadt beinahe zum Erliegen gekommen ist, bin ich nicht in der Lage, Euch ein großes Essen anzubieten – nur einige Nüsse und Früchte sowie gepökelten Fisch. Wir haben alles, was uns zur Verfügung steht, für Euch bereitgestellt. Ich werde bald zurückkehren, und dann werden wir miteinander reden. In der Zwischenzeit werden sich meine Diener um Eure Bedürfnisse kümmern.«

»Danke«, sagte Dalinar. Sie wussten beide, dass sie ihn absichtlich warten ließ. Es würde nicht lange dauern – vielleicht eine halbe Stunde. Nicht so lange, dass es als Beleidigung hätte aufgefasst werden können, aber gerade so lange, dass es ihm verdeutlichte, wer hier das Sagen hatte, egal wie mächtig er selbst war.

Obwohl es seinem Wunsch entgegenkam, ein wenig Zeit mit Fens Untertanen zu verbringen, ärgerte ihn dieses Spiel. Fen und ihr Gemahl zogen sich zurück und ließen ihr Gefolge

bei Dalinar, damit es ebenfalls die mageren Speisen genießen konnte.

Doch Dalinar entschloss sich zu einem Kampf.

Fens Sohn würde dazu ausreichen. Er schien der Kritischste der Anwesenden zu sein. *Ich möchte nicht wie der Aggressor wirken*, dachte Dalinar, während er sich näher an den jungen Mann heranbrachte. *Und ich sollte so tun, als wüsste ich nicht, wer er ist.*

»Die Tempel waren hübsch«, sagte Navani, als sie sich zu ihm gesellte. »Aber du hast sie nicht genossen, oder? Du hättest lieber etwas Militärisches gesehen.«

Eine ausgezeichnete Eröffnung. »Du hast recht«, sagte er. »Du da. Hauptmann. Ich vertrödele meine Zeit nicht gern. Zeig mir die Stadtmauer. Wenigstens das ist etwas von wirklichem Interesse.«

»Meint Ihr das ernst?«, fragte Fens Sohn auf Alethi mit einem starken Thaylen-Akzent, in dem alle Wörter ineinanderflossen.

»Ich meine es immer ernst. Was ist los? Befindet sich eure Armee in einem so schlechten Zustand, dass es euch peinlich ist, sie mir zu zeigen?«

»Ich werde keinem feindlichen General erlauben, unsere Verteidigungsanlagen zu inspizieren.«

»Ich bin nicht dein Feind, mein Sohn.«

»Und ich bin nicht Euer Sohn, Tyrann.«

Dalinar tat so, als wäre er zutiefst enttäuscht. »Du folgst mir schon den ganzen Tag, Soldat, und sprichst Worte, von denen ich beschlossen habe, sie nicht zu hören. Aber jetzt bist du nahe der Linie, hinter der, wenn du sie überschreitest, eine Antwort für dich bereitliegt.«

Der junge Mann schwieg und zeigte ein gewisses Maß an Zurückhaltung. Er schien zu überdenken, in welche Lage er sich zu bringen drohte. Doch dann kam er offenbar zu dem Ergebnis, dass dieses Risiko es wert war, eingegangen zu

werden. Wenn er hier und jetzt den Schwarzdorn demütigte, könnte es vielleicht die Stadt retten – zumindest seiner Meinung nach.

»Ich bedauere nur«, fuhr der Mann ihn an, »dass ich nicht laut genug gesprochen habe, damit Ihr die Beleidigungen deutlicher hören konntet, Despot.«

Dalinar seufzte laut, knöpfte seine Uniformjacke auf und zog sie aus. Nun trug er nur noch das behagliche Unterhemd.

»Keine Splitter«, sagte der junge Mann. »Langschwerter.«

»Wie du willst.« Fens Sohn besaß keine Splitter, aber er hätte sie sich ausleihen können, wenn Dalinar darauf bestanden hätte. Rial und Dalinars Leibwächter kamen auf ihn zu; Vorahnungssprengsel peitschten nervös hinter ihnen her. Dalinar winkte sie zurück.

»Verletz ihn nicht«, flüsterte Navani, dann hielt sie kurz inne. »Aber verlier auch nicht.«

»Ich werde ihm nichts antun«, sagte Dalinar und reichte ihr seine Jacke. »Ansonsten kann ich dir nichts versprechen.« Sie verstand es nicht – was aber vollkommen natürlich war. Er durfte diesen Mann nicht einfach zusammenschlagen. Damit würde er den anderen nur beweisen, dass Dalinar ein Schläger und Raufbold war.

Er schritt den Kampfplatz ab und zählte die Schritte, die er machen konnte, ohne den Ring zu verlassen.

»Ich habe Langschwerter gesagt«, meinte der junge Mann und hob seine Waffe. »Wo ist Euer Schwert?«

»Wir machen es mit abwechselndem Vorteil, drei Minuten«, sagte Dalinar. »Bis zum Austritt des ersten Blutes. Du kannst gern anfangen.«

Der junge Mann erstarrte. Mit abwechselndem Vorteil. Das bedeutete, dass er drei Minuten bewaffnet sein und gegen den unbewaffneten Dalinar kämpfen würde. Wenn Dalinar das überstand, ohne eine blutende Wunde davongetragen oder

den Kampfkreis verlassen zu haben, müsste er im Gegenzug auch drei Minuten unbewaffnet gegen den bewaffneten Dalinar überstehen.

Das war ein lächerliches Ungleichgewicht, das eigentlich nur in Übungskämpfen vorkam, wenn die Männer für Situationen ausgebildet wurden, in denen sie unbewaffnet gegen einen bewaffneten Feind standen. Aber in diesen Fällen wurden nie scharfe Klingen eingesetzt.

»Ich ...«, sagte der junge Mann. »Ich nehme lieber ein Messer.«

»Nicht nötig. Mit dem Langschwert bin ich einverstanden.«

Der junge Mann sah Dalinar verständnislos an. In den Liedern und Geschichten wurde oft von einem heldenhaften Unbewaffneten berichtet, der viele bewaffnete Gegner bezwingt, aber in der Wirklichkeit war es unglaublich schwierig, mit bloßen Händen gegen einen einzelnen Bewaffneten zu kämpfen.

Fens Sohn zuckte mit den Schultern. »Obwohl ich liebend gern als der Mann bekannt geworden wäre, der den Schwarzdorn im gerechten Kampf besiegt hat«, sagte er, »bin ich auch mit einem ungerechten Kampf einverstanden. Aber Eure Männer müssen einen Eid schwören, dass ich nicht als Mörder verrufen werde, wenn es schlecht für Euch ausgeht. Ihr selbst habt diese Bedingungen vorgeschlagen.«

»Abgemacht«, sagte Dalinar und sah Rial und die anderen an, die vor ihm salutierten und den Eid schworen.

Eine thaylenische Schreiberin bezeugte die Bedingungen des Kampfes. Sie zählte zum Start, und sofort kam der junge Mann auf Dalinar zu und schwang sein Schwert mit großem Nachdruck. Gut. Wenn man in einen Kampf wie diesen einwilligte, sollte man nicht zögern.

Dalinar wich dem Schlag aus und nahm eine Ringerhaltung ein, auch wenn er nicht vorhatte, nahe genug für einen Zweikampf an den Gegner heranzukommen. Während die Schreiberin die Zeit maß, wich Dalinar immer wieder den Angriffen

aus und bewegte sich am Rande des Rings entlang, wobei er sorgsam darauf bedacht war, ihn nicht zu verlassen.

Fens Sohn gab sich zwar recht angriffslustig, zeigte aber auch eine tiefe Vorsicht. Vermutlich hätte er Dalinar dazu zwingen können, aus dem Kreis zu entweichen, stellte ihn aber immer wieder bloß auf die Probe. Nun griff er erneut an, und Dalinar huschte vor dem aufblitzenden Schwert schnell zur Seite.

Der junge Mann wurde immer nervöser und frustrierter. Wäre es ein bewölkter Tag gewesen, hätte er vielleicht das schwache Schimmern des Sturmlichtes bemerkt, das Dalinar in sich hielt.

Während sich die drei Minuten dem Ende näherten, wurde der junge Mann immer wilder. Er wusste, was ihm bevorstand: drei Minuten allein und unbewaffnet im Ring gegen den Schwarzdorn. Die Angriffe erfolgten nicht mehr zögerlich, sondern zunächst entschlossen und dann verzweifelt.

In Ordnung, dachte Dalinar. Jetzt ungefähr ...

Die Schreiberin zählte rückwärts, kam bei zehn an. Der junge Mann stürmte in einem letzten, wilden Angriff auf ihn ein.

Dalinar stand auf, entspannte sich und hielt die Hände an die Flanken, damit das Publikum sah, dass er absichtlich nicht mehr auswich. Dann warf er sich dem Angriff des jungen Mannes entgegen.

Das Langschwert traf ihn mitten in der Brust, drang links vom Herzen ein. Dalinar ächzte unter dem Anprall und dem Schmerz, aber es gelang ihm, sich so zu drehen, dass das Schwert sein Rückgrat nicht erreichte.

Blut füllte den einen Lungenflügel, und das Sturmlicht quoll auf und heilte ihn. Der junge Mann wirkte entsetzt, als ob er trotz allem weder erwartet noch sich gewünscht hatte, einen solchen Treffer zu landen.

Der Schmerz verging. Dalinar hustete, spuckte etwas Blut zur Seite aus, packte dann den jungen Mann beim Handgelenk

und schob sich das Schwert auf diese Weise noch tiefer in die Brust.

Der junge Mann ließ den Schwertgriff los, taumelte rückwärts und riss die Augen auf.

»Das war ein guter Stoß«, sagte Dalinar mit wässriger und rauher Stimme. »Ich habe gesehen, wie verzweifelt du am Ende warst. Andere hätten ganz die Fassung und die Haltung verloren.«

Der Sohn der Königin fiel auf die Knie und blickte zu Dalinar hoch, der auf ihn zutrat und hoch über ihm auffragte. Blut quoll aus der Wunde, fleckte sein Unterhemd, aber dann gelang es dem Sturmlicht endlich, die Wunde um den Stahl herum zu schließen. Dalinar sog so viel davon ein, dass er sogar im Tageslicht deutlich schimmerte.

Auf dem Hof war es still geworden. Die Schreiberinnen schwiegen entsetzt. Die Soldaten hatten die Hände an ihre Schwerter gelegt, und Schocksprengsel huschten in Gestalt gelber Dreiecke zwischen ihnen umher.

Navani hatte die Arme vor der Brust verschränkt und schenkte ihm ein verstecktes Lächeln.

Dalinar packte das Schwert am Griff und riss es sich aus der Brust. Sofort heilte das Sturmlicht die Wunde. Der junge Mann stand auf und stammelte: »Jetzt seid Ihr an der Reihe, Schwarzdorn. Ich bin bereit.«

»Nein, du hast mich so verletzt, dass ich blute.«

»Ihr habt es zugelassen.«

Dalinar riss sich das Hemd vom Leib und warf es dem Jungen zu. »Gib mir dein Hemd, und wir nennen es ein Unentschieden.«

Der Junge fing das blutige Hemd auf und sah Dalinar verwirrt an.

»Ich will dein Leben nicht, Sohn«, sagte Dalinar. »Und ich möchte auch deine Stadt nicht haben – und ebenso wenig euer Reich. Wollte ich Thaylenah erobern, würde ich dich

nicht anlächeln und euch Frieden versprechen. Das solltest du aufgrund meines Rufes eigentlich wissen.«

Dalinar drehte sich zu den Offizieren, Hellaugen und Schreiberinnen um. Er hatte sein Ziel erreicht. Sie zeigten Respekt vor ihm – und Angst. Er hatte sie in der Hand.

Und es war ein Schock für ihn, sein eigenes plötzliches und starkes *Missfallen* daran zu spüren. Aus irgendeinem Grund trafen ihn diese verängstigten Mienen tiefer, als es das Schwert getan hatte.

Wütend und beschämt – und zwar aus einem Grund, den er noch nicht verstand – drehte er sich um und ging davon. Er stieg die Stufen vom Hof zum Tempel empor und winkte Navani weg, als sie sich zu ihm gesellen und mit ihm sprechen wollte.

Allein. Er musste jetzt allein sein. Er stieg hinauf zu dem Tempel, drehte sich um, setzte sich auf die oberste Stufe und lehnte den Rücken gegen den eingestürzten Sims. Der Sturmwater grollte in seinem Hinterkopf. Und jenseits dieses Lautes lag ...

Enttäuschung. Was hatte er gerade erreicht? Er sagte, er wolle dieses Volk nicht erobern, aber welche Geschichte erzählte das, was er unternahm? *Ich bin stärker als ihr*, verkündeten seine Taten. *Ich muss nicht gegen euch kämpfen. Ich könnte euch zerschmettern, ohne mich besonders dafür anzustrengen.*

Sollte es so sein, wenn die Strahlenden Ritter in die Stadt kamen?

In seinen Eingeweiden verspürte Dalinar Übelkeit. Er hatte solche Kunststücke schon sein ganzes Leben hindurch gezeigt: als er in seiner Jugend Teleb rekrutiert hatte, und als er Elhokar zu der Überzeugung gedrängt hatte, dass Dalinar ihn nicht umzubringen versuchte, und auch, als er vor kurzem Kadasch gezwungen hatte, im Übungsraum gegen ihn zu kämpfen.

Unter ihm sammelten sich die Menschen um Fens Sohn und redeten aufgeregt mit ihm. Der junge Mann rieb sich die Brust, als wäre er derjenige, der abgestochen worden war.

In seinem Hinterkopf hörte Dalinar beständig die beharrliche Stimme. Er hörte sie schon seit dem Beginn seiner Visionen.

Vereinige sie.

»Ich versuche es«, flüsterte Dalinar.

Warum konnte er niemanden auf friedliche Weise überzeugen? Warum denn konnte er die Leute nicht dazu bringen, ihm zuzuhören, ohne dass er sie zuerst blutig schlagen musste – oder sie mit seinen eigenen blutigen Wunden schockierte?

Er seufzte, lehnte sich zurück und legte den Kopf gegen die Steine des zerbrochenen Tempels.

Vereinige uns. Bitte.

Das war jetzt ... eine andere Stimme. Es waren hundert Stimmen, die sich überlagerten und alle dieselbe Bitte aussprachen – so leise, dass er sie kaum hören konnte. Er schloss die Augen und versuchte die Quelle dieser Stimmen zu finden.

Der Stein? Ja, nun hatte er das Gefühl, als würde der Quader *Schmerz* empfinden. Dalinar zuckte zusammen. Er hörte das Sprengsel *des Tempels*. Diese Tempelmauern hatten jahrhundertlang als Einheit bestanden. Nun litten die Bruchstücke Schmerzen. Sie betrachteten sich noch immer als ununterbrochene Reihe von Reliefs und nicht als zerstörte Fassade mit herausgebrochenen und herumliegenden Stücken. Sie sehnten sich danach, wieder eine unbeschädigte Einheit zu bilden.

Das Sprengsel des Tempels schrie mit vielen Stimmen, so wie Männer, die ihre zerschmetterten Leiber auf dem Schlachtfeld beweinten.

Bei den Stürmen! *Muss denn alles, woran ich denke, immer mit Zerstörung zu tun haben? Und mit Sterben, mit zerfetzten Körpern, mit dem Rauch in der Luft und dem Blut auf den Steinen?*

Die Wärme in ihm verriet, dass es keineswegs so sein musste.

Er stand auf, drehte sich um, und voller Sturmlicht packte er den herabgestürzten Simsquader, der den Eingang versperrte. Er spannte sich gegen den Block an und verschob ihn, bis er darunterschlüpfen und mit den Schultern gegen ihn drücken konnte.

Er holte tief Luft und presste sich nach oben. Stein knirschte gegen Stein, während er den Sims wieder über den Eingang schob. Als er den Block mit dem Rücken hoch genug gehoben hatte, stemmte er die Hände dagegen. Er stieß einen Schrei aus, drückte mit Beinen, Rücken und Armen gleichzeitig und wuchtete den Sims mit all seinen Kräften wieder an seine ursprüngliche Stelle. Das Sturmlicht tobte in ihm, und in seinen Gelenken knackte es. Sie wurden erst ausgerenkt, heilten dann wieder, und bald war der Sims sicher über der Tür befestigt.

Jetzt *spürte* er, dass ihn der Tempel weiter drängte. Unbedingt wollte er wieder zu einem Ganzen werden. Dalinar sog weiteres Sturmlicht in sich hinein, so viel er halten konnte, und dabei entleerte er jeden Edelstein, der er bei sich trug.

Schweiß strömte über sein Gesicht, und er verschob den Sims noch ein wenig, bis es sich ganz *richtig* anfühlte. Die Macht floss durch seine Arme und versickerte schließlich im Stein.

Die Reliefs fügten sich wieder zusammen.

Der Steinsims regte sich noch ein wenig und verband sich mit den Mauern. Licht erfüllte die Risse im Stein und schmolz diesen zusammen, während Ruhmsprengsel um Dalinars Kopf erschienen.

Als das Glühen verging, war die Fassade des majestätischen Tempels – einschließlich der Tür und der zerbrochenen Reliefs – geheilt. Dalinar stellte sich davor, ohne Hemd und schweißbedeckt, und fühlte sich zwanzig Jahre jünger.

Nein, der Mann, der er vor zwanzig Jahren gewesen war, hätte dies niemals tun können.

und erschöpfende Erfahrung für ihn. »Mein Sohn wird die wichtigere Arbeit erledigen.«

Eine kleine Familie verließ den Tempel über ihnen. An den vorsichtigen Schritten des Vaters, der von seinen Söhnen gestützt wurde, war zu erkennen, dass er sich im Sturm ein Bein – oder sogar beide Beine – gebrochen hatte. Der stämmige Mann bedeutete seinen Söhnen zurückzutreten und ging einige Schritte ohne Unterstützung. Er machte große Augen, taumelte und fand rasch das Gleichgewicht wieder.

Dalinar kannte dieses Gefühl: Es war die Auswirkung des Sturmlichts. »Ich hätte es früher erkennen müssen. Ich hätte ihn holen lassen sollen, sobald ich diese Verwundeten gesehen habe. Ich bin ein Narr.« Dalinar schüttelte den Kopf. »Renarin besitzt die Gabe des Heilens. Diese Macht ist neu für ihn, ebenso wie es die meine für mich ist, und am besten kann er jene heilen, die erst vor kurzer Zeit verwundet wurden. Ich frage mich, ob es so ähnlich ist wie das, was ich tue. Sobald sich die Seele an die Wunde gewöhnt, ist sie schwerer zu schließen.«

Ein einzelnes Ehrfurchtsprengsel erschien um Fen herum, als sich die Familie ihr näherte, verneigte und etwas auf Thaylenisch sagte, wobei der Vater wie ein Narr grinste. Einen Augenblick lang hatte Dalinar das Gefühl, er könnte verstehen, was die Leute sagten. Es war, als würde sich ein Teil von ihm zu dem Mann hin ausstrecken und ein Band mit ihm eingehen wollen. Es war eine seltsame Erfahrung, die er nicht einzuordnen wusste.

Als die Familie schließlich gegangen war, wandte sich Dalinar der Königin zu. »Ich weiß nicht, wie lange Renarin durchhalten wird, und ich habe keine Ahnung, wie viele Wunden so frisch sind, dass er sie heilen kann. Aber wenigstens sind wir in der Lage, endlich zu handeln.«

Unten riefen die Männer etwas und wuchteten einen Steinarm durch das Fenster des Hauses.

»Wie ich sehe, habt Ihr auch Kdralk bezaubert«, bemerkte Fen.

»Er ist ein guter Junge«, sagte Dalinar.

»Er war entschlossen, Euch zum Duell herauszufordern. Wie ich höre, habt Ihr dem entsprochen. Ihr wollt die ganze Stadt auf Eure Seite ziehen, indem ihr jeden einzelnen Einwohner bezaubert, nicht wahr?«

»Hoffentlich nicht. Das klingt so, als würde es eine Menge Zeit erfordern.«

Ein junger Mann kam gerade vom Tempel heruntergerannt und hielt ein Kind mit strähnigen Haaren in den Armen. Seine Kleidung war staubig und zerfetzt, aber er zeigte ein breites Grinsen. Der Junge verneigte sich vor der Königin und dankte dann Dalinar in gebrochenem Alethi. Renarin behauptete gegenüber jedermann, sein Vater sei für die Heilungen verantwortlich.

Fen sah den beiden nach, als sie weggingen. Ihre Miene war undeutbar.

»Ich brauche Eure Hilfe, Fen«, flüsterte Dalinar.

»Es fällt mir schwer zu glauben, dass Ihr überhaupt irgendetwas braucht, wenn ich bedenke, was Ihr heute alles erreicht habt.«

»Splitterträger können nicht allein bestehen.«

Sie sah ihn an und runzelte die Stirn.

»Verzeihung, das ist ein militärischer Leitsatz. Es ... ach, egal. Fen, ich habe Strahlende zur Verfügung, ja, aber sie können diesen Krieg nicht gewinnen, wie mächtig sie auch sein mögen. Viel wichtiger ist der Umstand, dass ich nicht sehen kann, was mir entgeht. Und ich brauche Euch, damit Ihr es mir zeigt.

Ich denke wie ein Alethi, ebenso wie die meisten meiner Ratgeber. Wir sinnen über Kriege und Konflikte nach, aber wir übersehen auch wichtige Tatsachen. Als ich zuerst von Renarins Kräften erfuhr, dachte ich nur daran, Männer auf

dem Schlachtfeld zu heilen, damit der Krieg fortgesetzt werden kann. Ich brauche Euch – ich brauche die Azisch. Ich brauche eine Koalition von Herrschern, die das sehen, was ich nicht sehen kann, denn wir stehen einem Feind gegenüber, der ganz anders als alle denkt, mit denen wir es bisher zu tun hatten.« Er neigte ihr den Kopf zu. »Bitte. Schließt Euch mir an, Fen.«

»Ich habe bereits das Tor geöffnet, und ich werde dem Rat vorschlagen, Euch bei Euren Kriegsbemühungen zu unterstützen. Ist es nicht das, was Ihr wolltet?«

»Nicht ganz, Fen. Ich möchte, dass Ihr Euch mir *anschließt*.«

»Worin besteht denn der Unterschied?«

»In dem, was zwischen ›meinem‹ und ›unserem‹ Krieg liegt.«

»Ihr seid gnadenlos.« Sie holte tief Luft und schnitt ihm das Wort ab, als er etwas einzuwenden versuchte. »Ich vermute, das ist es, was wir gegenwärtig brauchen. Also gut, Schwarzdorn. Ihr, ich, Taravangian. Das ist die erste richtige Vorin-Koalition, die die Welt seit der Hierokratie gesehen hat. Es ist schade, dass zwei von uns über Reiche herrschen, die in Schutt und Asche liegen.«

»Drei sogar«, erwiderte Dalinar mit einem Ächzen. »Kholinar wird vom Feind belagert. Ich habe Hilfe geschickt, aber fürs Erste ist Alethkar als besetztes Königreich zu betrachten.«

»Wundervoll. Nun, ich glaube, ich kann die einzelnen Fraktionen meiner Stadt davon überzeugen, dass sie Eure Truppen als Hilfe duldet. Und wenn das alles gut geht, werde ich an den Prim von Azir schreiben. Vielleicht hilft uns das weiter.«

»Dessen bin ich mir sicher. Jetzt, da Ihr Euch zu uns gesellt habt, ist das Eidtor der Azisch äußerst bedeutend für unsere Sache.«

»Nun, es wird gewiss nicht einfach werden«, gab Fen zurück. »Die Azisch sind keineswegs so verzweifelt wie ich – und, offen gesagt, sie sind keine Vorin. Die Leute hier – mich

eingeschlossen – reagieren auf den Druck eines entschlossenen Monarchen. Stärke und Leidenschaft – das ist die Art der Vorin. Aber diese Taktik wird bei den Azisch nur dazu führen, dass sie sich eingraben und noch stärker Widerstand leisten.«

Er rieb sich das Kinn. »Habt Ihr Vorschläge?«

»Ich glaube nicht, dass Ihr sie sehr angenehm finden werdet.«

»Versucht es«, sagte Dalinar. »Allmählich begreife ich, dass die Art, wie ich die Dinge für gewöhnlich angehe, ernsten Beschränkungen und Hindernissen unterliegt.«

über ihnen, und der ewige Sturm erstreckte sich unter ihnen in alle Richtungen. Es war ein Wirbeln aus Schwarz und Grau, erhellt von Blitzfunken. Unter ihnen brummte es, als würde sich der Sturm über die kleine Gruppe ungeladener Passagiere ärgern. Die Sturmwand konnten sie jetzt nicht sehen; sie befanden sich weit hinter ihr. Ihr Ziel – Kholinar – erforderte es, dass sie eher nördlich als westlich über die Unbeanspruchten Berge in Richtung des nördlichen Alethkar reisen mussten.

Eine faszinierende Schönheit lag in den wirbelnden Mustern des Sturms, und Kaladin musste sich zwingen, seine ganze Aufmerksamkeit auf die zu richten, die ihm anvertraut waren. Es waren sechs, sodass sich zusammen mit ihm, Drehy und Narb insgesamt neun Personen ergaben.

König Elhokar befand sich an der Front. Sie hatten die Splitterpanzer nicht mitnehmen können, da diese nicht gepeitscht werden konnten. Stattdessen trug der König dicke Kleidung und eine seltsame Maske mit gläserner Front, die den Wind ablenkte. Schallan hatte diese Ausrüstung vorgeschlagen; offenbar stammte sie aus der Seefahrt. Hinter ihm flog Adolin, dann kamen zwei von Schallans Soldaten – die schlampigen Deserteure, die sie wie verwunderte Axthundwelpen zu sammeln schien – und ihre Kammerdienerin. Kaladin verstand zwar nicht, warum diese drei dabei sein mussten, aber der König hatte darauf bestanden.

Adolin und die anderen waren genauso gekleidet wie der König, wodurch Schallan noch etwas seltsamer wirkte. Sie flog nur in ihrer blauen Havah – die sie mit Nadeln festgesteckt hatte, damit sie nicht allzu sehr flatterte – und trug eine weiße, eng anliegende Hose darunter. Sturmlicht trat aus ihrer Haut, hielt sie warm und trug sie.

Ihre Haare strömten hinter ihr her – kräftiges, dunkles Rot. Sie hielt die Arme ausgestreckt und die Augen geschlossen und grinste. Kaladin musste ihre Geschwindigkeit beständig

an die der anderen anpassen, denn sie konnte nicht widerstehen, sich immer wieder den Wind durch die Finger fließen zu lassen und den Windsprengeln zuzuwinken, wenn sie an ihnen vorbeikam.

Wie schafft sie es, so zu grinsen?, wunderte sich Kaladin. Während ihrer gemeinsamen Reise durch die Klüfte hatte er ihre Geheimnisse kennengelernt. Und die Wunden, die sie verbarg. Und doch ... irgendwie gelang es ihr, all das für eine Weile zu vergessen. Dazu wäre Kaladin nie in der Lage gewesen. Selbst wenn er nicht besonders grimmig war, fühlte er sich von der Last seiner Pflichten oder von den Menschen, um die er sich kümmern musste, niedergedrückt.

Schallans unbeschwerte Freude erregte in ihm den Wunsch, ihr zu zeigen, wie man *richtig* flog. Er konnte sie zwar nicht peitschen, aber er konnte ihren Körper dazu benutzen, den Wind zu formen, sodass er in der Luft tanzte ...

Seine Aufmerksamkeit lenkte er wieder auf das Hier und Jetzt und verbannte seine dummen Tagträume. Kaladin drückte die Arme fest an seine Flanken und bot dem Wind dadurch eine geringere Angriffsfläche. So flog er allmählich an den anderen vorbei und konnte ihr Sturmlicht erneuern. Für seine Flugmanöver benutzte er kaum das Sturmlicht, sondern den Wind selbst.

Narb und Drehy flogen etwa zwanzig Fuß unterhalb der Gruppe und passten auf, dass niemand plötzlich aus irgendeinem Grund absackte. Kaladin erneuerte sein Peitschen und brachte sich in eine Linie zwischen Schallan und König Elhokar. Der König starrte durch seine Maske fest geradeaus, als hätte er den wundersamen Sturm unter ihm völlig vergessen. Schallan trieb auf dem Rücken dahin und strahlte, während sie hoch in den Himmel schaute. Der Saum ihrer festgesteckten Kleidung kräuselte sich und flatterte.

Bei Adolin war es ganz anders. Er schaute kurz zu Kaladin hinüber, schloss dann die Augen und biss die Zähne zusammen.

Wenigstens ruderte er nicht mehr mit den Armen, wenn sie auf eine Luftströmung trafen, die aus einer anderen Richtung blies.

Sie sprachen nicht miteinander, denn ihre Stimmen wären in dem rauschenden Wind untergegangen. Kaladins Instinkt sagte ihm, dass er die Kraft des Windes vermutlich ein wenig dämpfen konnte, während er flog – er hatte es schon einmal getan –, aber es gab einige Fähigkeiten, die er nicht nach Belieben einsetzen konnte.

Schließlich war unten im Sturm ein Lichtstreifen zu sehen. Er verwandelte sich in ein gewundenes Band, dessen Licht zu Kaladin hinauftrieb. »Wir haben soeben den Windläufer-Fluss überquert«, sagte Syl. Ihre Worte waren für ihn eher ein Gedanke als ein hörbarer Laut.

»Also befinden wir uns schon in der Nähe von Kholinar«, sagte er.

»Es ist offensichtlich, dass sie den Himmel mag«, sagte Syl und schaute dabei zu Schallan hinüber. »Es ist ganz natürlich für sie. Sie wirkt fast wie ein Sprengsel, und das erachte ich als ein großes Lob.«

Er seufzte und sah Schallan nicht an.

»Also«, sagte Syl und schwebte auf seine andere Seite, »du musst in Gesellschaft von Menschen sein, wenn du glücklich sein willst, Kaladin. Das weiß ich genau.«

»Ich habe meine Brückenmannschaft«, murmelte er, und seine Stimme verlor sich im Wind – aber Syl konnte ihn trotzdem genauso deutlich hören, wie er sie hörte.

»Das ist nicht dasselbe, und das weißt du genau.«

»Sie hat ihre Kammerdienerin auf eine Spähermission mitgenommen. Sie könnte keine Woche überstehen, ohne dass ihr jemand die Haare frisiert. Glaubst du etwa, das würde mich interessieren?«

»Glauben?«, fragte Syl. Sie nahm die Gestalt einer winzigen jungen Frau in einem mädchenhaften Kleid an und flog durch

den Himmel vor ihm. »Ich weiß. Glaube doch nur nicht, dass mir deine verstohlenen Blicke entgangen wären.« Sie grinste.

»Wir sollten langsamer werden, damit wir nicht über Kholinar hinausschießen«, sagte Kaladin. »Sag das Narb und Drehy.«

Kaladin kümmerte sich um einen nach dem anderen, beendete das Peitschen, das sie vorwärtstrieb, und ersetzte es durch ein halbes Peitschen nach oben. Dieses Peitschen zeitigte seltsame Wirkungen, die immer wieder Sigzils Versuche zunichtemachten, eine korrekte wissenschaftliche Terminologie des Peitschens auszuarbeiten. Seine vielen Berechnungen waren zunächst davon ausgegangen, dass jemand, auf den ein Peitschen ausgeübt wurde, sowohl unter dieser Kraft als auch unter der Anziehungskraft der Erde stand.

Doch das war nicht der Fall. Wenn man jemanden einem einfachen Peitschen unterwarf, vergaß der Körper vollständig die Gravitation und stürmte in die Richtung, in die er gepeitscht wurde. Bei einem teilweisen Peitschen vergaß nur ein Teil des Körpers die Anziehungskraft, während der Rest noch immer nach unten strebte. Also machte ein halbes Peitschen einen Menschen gewichtslos.

Kaladin platzierte die Gruppe so, dass er mit dem König sowie mit Adolin und Schallan sprechen konnte. Seine Brückenmänner und Schallans Gefolge schwebten in einiger Entfernung in der Luft. Auch Sigzils neue Mutmaßungen konnten nicht alles erklären, was Kaladin tat. Irgendwie hatte er so etwas wie einen Kanal um die Gruppe gebildet. Es war beinahe, als würden sie sich in einem Fluss befinden, dessen Strömung sie dicht zusammenhielt.

»Er ist wirklich wunderschön«, sagte Schallan, als sie den Sturm betrachtete, der alles außer den Gipfeln einiger ferner Berge links von ihnen bedeckte. Vermutlich handelte es sich um die Sonnenmacher-Berge. »Es ist wie beim Mischen von Farben, wenn die dunkle Farbe innerhalb ihrer Wirbel neue und hellere Tönungen hervorbringt.«

»Mir reicht es, wenn ich mir das Schauspiel aus sicherer Entfernung ansehen kann«, sagte Adolin und hielt sich an Kaladins Arm fest, damit er nicht weggetrieben wurde.

»Wir sind nicht mehr weit von Kholinar entfernt«, sagte Kaladin. »Und das ist gut, denn wir nähern uns dem hinteren Ende des Sturms, und bald habe ich keinen Zugriff mehr auf das Sturmlicht.«

»Ich habe das Gefühl, ich werde meine Schuhe gleich verlieren«, sagte Schallan und blickte nach unten.

»Deine Schuhe?«, meinte Adolin. »Ich habe mein *Mittagessen* irgendwo da hinten verloren.«

»Ich stelle mir immer wieder vor, wie etwas von mir abfällt und in den Sturm hineinstürzt«, flüsterte Schallan. »Und dann darin verschwindet. Für immer.« Sie sah Kaladin an. »Und wo bleiben jetzt die lustigen Bemerkungen über verlorene Stiefel?«

»Daran ist nichts lustig.« Er zögerte. »Aber das hat Euch noch nie von irgendetwas abgehalten.«

Schallan grinste. »Hast du je darüber nachgedacht, Brückenmann, dass *schlechte* Kunst mehr für die Welt tut als gute Kunst? Ein Künstler verbringt den größten Teil seines Lebens nicht damit, Meisterwerke zu erschaffen, sondern zu üben – vor allem zu Beginn. Und selbst wenn ein Künstler zum Meister geworden ist, misslingen ihm manche Werke. Und bei anderen stimmt etwas nicht, bis endlich der letzte Pinselstrich geführt wird.

Aus schlechter Kunst kannst du mehr lernen als aus guter Kunst, so wie deine Fehler wichtiger sind als deine Erfolge. Außerdem bringt gute Kunst zumeist die gleichen Gefühle bei den Betrachtern zum Vorschein – die meisten Beispiele guter Kunst gehören zur gleichen *Art* von guter Kunst. Aber schlechte Werke sind immer auf ihre ganz eigene Art schlecht. Deshalb bin ich froh, dass es die schlechte Kunst gibt, und ich bin sicher, dass mir der Allmächtige zustimmt.«

»Sagst du all das nur, um deinen seltsamen Sinn für Humor zu rechtfertigen, Schallan?«, fragte Adolin belustigt.

»Meinen Sinn für Humor? Nein, ich versuche nur, die Erschaffung von Hauptmann Kaladin zu rechtfertigen.«

Kaladin beachtete sie nicht weiter, sondern blinzelte ostwärts. Die Wolken hinter ihnen veränderten ihr tiefes, unheimliches Schwarz und Grau zu helleren Tönungen – zur Farbe von Fels' Morgenbrei. Der Sturm war fast vorbei; was mit einer Fanfare begonnen hatte, endete mit einem ausgedehnten Seufzer, und die Böen machten allmählich friedlichem Regen Platz.

»Drehy, Narb«, rief Kaladin. »Haltet alle weiterhin in der Luft. Ich sehe mich unten um.«

Die beiden salutierten vor ihm, und Kaladin fiel durch die Wolken, deren Inneres wie dreckiger Nebel wirkte. Er tauchte frostbedeckt aus ihnen hervor, und der Regen prasselte auf ihn herab. Allmählich wurde er schwächer. Über ihm grollte leise der Donner.

Genug Licht drang durch die Wolken, sodass er die Landschaft unter sich eingehend betrachten konnte. Tatsächlich befanden sie sich nahe der Stadt. Sie war majestätisch, aber er zwang sich, zuerst nach den Feinden Ausschau zu halten, bevor er dem Erstaunen und der Verblüffung nachgab. Er bemerkte eine weite Ebene vor der Stadt – ein Schlachtfeld, das von allen Bäumen und Felsbrocken gesäubert war, sodass es einer angreifenden Armee keinerlei Schutz bot. Dieses Feld war leer, was nicht unerwartet war.

Die Frage lautete: Wer hielt die Stadt gegenwärtig – die Menschen oder die Bringer der Leere? Vorsichtig stieg er ab. Die Stadt schimmerte vor Sturmlicht, das aus Käfigen drang, in denen die Edelsteine zum Aufladen in den Sturm gehängt worden waren. Und ... ja, über den Wachtposten flatterten Alethi-Flaggen, die aufgezogen worden waren, nachdem der Sturm seinen Höhepunkt überschritten hatte.

Kaladin stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. Kholinar war noch nicht gefallen, aber wenn die Berichte stimmten, dann waren die Orte in der Umgebung allesamt eingenommen worden. Als er genauer hinschaute, erkannte er, dass der Feind damit begonnen hatte, Schutzgebäude auf dem Schlachtfeld zu errichten. Es waren Bunker, von denen aus der Nachschub für Kholinar unterbunden werden konnte. Bisher waren sie nicht mehr als Fundamente aus Ziegeln und Mörtel. In den Zeiten zwischen den Stürmen wurden sie vermutlich von großen Streitkräften des Feindes bewacht und weiter aufgebaut.

Nun endlich erlaubte er sich, Kholinar eingehender zu betrachten. Er wusste, dass er vor Staunen den Mund aufreißen würde; es war so unausweichlich wie ein herannahendes Gähnen, das er nicht länger unterdrücken konnte. Zuerst war es wichtig gewesen, das Gebiet nach Gefahren abzusuchen und sich einen Überblick über das Gelände zu verschaffen.

Und dann durfte er starren.

Bei den Stürmen, war diese Stadt schön!

In einem Halbtraum, in dem er den Sturmwater gesehen hatte, war er einmal über sie hinweggeflogen. Doch das hatte ihn nicht so beeindruckt wie dieser Gleitflug, in dem er die gewaltige Metropolis eingehender betrachten konnte. Er hatte bereits andere Städte gesehen – und die Kriegslager zusammengekommen waren vermutlich größer als Kholinar –, aber es war gar nicht die Größe, die ihn so verblüffte, sondern die Vielgestaltigkeit. Er war an zweckmäßige Bunker gewöhnt, nicht aber an Steingebäude mit zahlreichen unterschiedlichen Formen und Dächern.

Das, was Kholinar vor allem ausmachte, waren natürlich die Windklingen: seltsame Felsformationen, die aus dem Stein aufragten, als seien es die Flossen einer gigantischen Kreatur, die zum größten Teil im Boden verborgen war. Die großen Steinbögen waren von glitzernden roten, weißen und orange-

farbenen Felschichten durchzogen, die im Regen noch stärker zutage traten. Kaladin hatte nicht gewusst, dass die Stadtmauern teilweise auf den Spitzen der äußeren Windklingen errichtet waren. Dort wuchsen die niedrigeren Teile der Mauer buchstäblich aus dem Boden hervor, während die Menschen Festungen darauf erbaut und mit ihnen die Höhen und Spalten zwischen den Steinbögen ausgefüllt hatten.

Der nördliche Teil der Stadt wurde von dem Palastkomplex überragt, der so zuversichtlich in die Höhe strebte, als wollte er den Stürmen trotzen. Der Palast stellte mit seinen hellen Säulen, den Rotunden und Türmen selbst eine kleine Stadt dar.

Und etwas stimmte ganz und gar nicht mit ihm.

Eine Wolke hing über dem Palast – eine Dunkelheit, die auf den ersten Blick nur eine optische Täuschung zu sein schien. Doch je länger Kaladin hinsah, desto deutlicher wurde das Gefühl der Falschheit; am stärksten schien es ein Gebiet im östlichen Abschnitt des Palastkomplexes zu betreffen. Dort befand sich ein kleiner, hochgelegener Platz, der mit niedrigen Gebäuden angefüllt war. Es handelte sich um das Palastkloster.

Und um die Plattform des Eidtores.

Kaladin kniff die Augen zusammen und peitschte sich wieder in die Höhe, bis er zwischen den Wolken verschwand. Vermutlich hatte er bereits zu lange in der Luft gehangen – er wollte nicht, dass sich die Bewohner über eine leuchtende Gestalt am Himmel erregten.

Aber ... diese Stadt. In Kaladins Herz lebte noch immer der Junge vom Land, der davon geträumt hatte, einmal die Welt zu bereisen.

»Hast du die Dunkelheit um den Palast herum gesehen?«, fragte Kaladin Syl.

»Ja«, flüsterte sie. »Etwas stimmt nicht.«

Kaladin ließ die Wolken hinter sich und stellte fest, dass seine Mannschaft in der Brise nach Westen abgetrieben war.

Er peitschte sich auf sie zu und bemerkte erst jetzt, dass sein Sturmlicht durch den Sturm nicht erneuert worden war.

Drehy und Narb wirkten erleichtert, als er bei ihnen eintraf. »Kal ...«, begann Narb.

»Ich weiß. Uns bleibt nicht mehr viel Zeit.« Er wandte sich an Elhokar. »Euer Majestät, die Stadt liegt unmittelbar unter uns, und unsere Streitkräfte kontrollieren noch immer die Mauern. Die Parschendi bauen Sturmbunker und belagern die Gegend, aber der größte Teil ihrer Armee hat sich in Erwartung des Sturms vermutlich in die umliegenden Orte zurückgezogen.«

»Die Stadt steht noch!«, gab Elhokar zurück. »Ausgezeichnet! Hauptmann, bring uns nach unten.«

»Euer Majestät«, sagte Kaladin, »wenn wir einfach aus dem Himmel absteigen, werden uns die feindlichen Späher bemerken.«

»Ach ja?«, meinte Elhokar. »Wir wollten unentdeckt bleiben, weil wir befürchtet hatten, uns in die Stadt einschleichen zu müssen. Aber wenn unsere eigenen Kräfte sie noch halten, können wir doch einfach zum Palast marschieren, dort das Kommando übernehmen und das Eidtor aktivieren.«

Kaladin zögerte. »Euer Majestät, etwas ... scheint mit dem Palast nicht zu stimmen. Er sieht *dunkel* aus, und Syl hat es ebenfalls gesehen. Ich rate zur Vorsicht.«

»Meine Frau und mein Kind befinden sich dort«, sagte Elhokar. »Sie könnten in Gefahr sein.«

Während deiner sechs Jahre im Krieg scheinst du dir keine Sorgen um sie gemacht zu haben, dachte Kaladin.

»Wir sollten trotzdem absteigen«, sagte der König. »Wir müssen das Eidtor so schnell wie möglich erreichen ...« Er verstummte, sah zuerst Kaladin, dann Schallan und schließlich Adolin an. »Oder?«

»Ich rate zur Vorsicht«, wiederholte Kaladin.

»Der Brückenmann ist nicht gerade schreckhaft, Euer Majestät«, sagte Adolin. »Wir wissen nicht, was in der Stadt los ist

oder was seit den Berichten von Chaos und Revolte dort geschehen sein kann. Mir erscheint es klug, vorsichtig zu sein.«

»Also gut«, sagte Elhokar. »Das ist der Grund, warum ich die Lichtweberin mitgenommen habe. Was schlägt Ihr vor, Hellheit?«

»Wir sollten außerhalb der Stadt landen«, erwiderte Schallan. »So weit entfernt, dass uns das Schimmern des Sturmlichts nicht verrät. Wir können Illusionen benutzen, um uns in die Stadt einzuschleichen und herauszufinden, wie die Lage ist. So müssen wir uns nicht offenbaren.«

»Nun gut«, sagte Elhokar und nickte kurz. »Mache es so, wie sie vorgeschlagen hat, Hauptmann.«

weise hatte ihr Lichtweben die ganze Nacht überdauert und dabei nur wenig Sturmlicht benötigt.

Nun war der Morgen angebrochen, und sie beobachteten die Stadt, die ungefähr eine Meile entfernt lag. Von außen wirkte ihr Versteck bloß wie ein weiterer Steinblock. Schallan konnte ihn nicht so gestalten, dass man zwar von drinnen nach draußen, nicht aber von außen nach drinnen blicken konnte, und sie hatte einen Schlitz anbringen müssen, den jeder bemerken würde, der an ihnen vorbeiging.

Die Illusion fühlte sich wie eine Höhle an – allerdings führen Wind und Regen geradewegs hindurch. Der König und Schallan hatten den ganzen Morgen gegrummelt und sich über die feuchte, kalte Nacht beschwert. Kaladin und seine Männer hingegen hatten wie Steine geschlafen. Das war einer der Vorteile, Brücke Vier durchlebt zu haben.

»Sie lassen die Flüchtlinge herein, damit die Vorräte der Stadt umso schneller aufgebraucht werden«, erklärte Adolin, während er durch das Fernrohr schaute. »Eine solide Taktik.«

»Hellheit Schallan«, sagte Elhokar, »Ihr könnt uns alle mit einer Illusion umkleiden, nicht wahr? Dann können wir so tun, als wären wir Flüchtlinge, und die Stadt ohne Schwierigkeiten betreten.«

Schallan nickte geistesabwesend. Sie saß in Reichweite des Lichtschafes, der durch ein kleines Loch in der Decke fiel, und zeichnete.

Nachdem Adolin das Fernglas von Elhokar zurückerhalten hatte, richtete er es auf den Palast, der die Stadt in der Ferne überragte. Es war ein sonniger, heller und klarer Tag, und in der Luft lag nur eine geringe Feuchtigkeit vom Großsturm des vergangenen Tages. Keine einzige Wolke befand sich am Himmel.

Doch aus irgendeinem Grund lag der Palast noch immer im Schatten.

»Was könnte das sein?«, fragte Adolin und senkte das Fernglas.

»Einer von *ihnen*«, flüsterte Schallan. »Die Ungemachten.«

Kaladin sah sie an. Sie hatte den Palast gezeichnet, aber er wirkte verdreht, schien seltsame Winkel und verzerrte Wände aufzuweisen.

Elhokar betrachtete den Palast lange und eingehend. »Du hattest recht, zur Vorsicht zu mahnen, Windläufer. Mein Instinkt rät mir noch immer, einfach in die Stadt zu laufen. Aber das wäre falsch, nicht wahr? Ich muss *klug* und *vorsichtig* zugleich sein.«

Sie gaben Schallan die Zeit, ihre Zeichnungen zu vollenden, denn sie behauptete, diese für die Erschaffung von komplexen Illusionen zu benötigen. Schließlich stand sie auf und durchblätterte kurz ihren Skizzenblock. »In Ordnung. Die meisten von uns brauchen keine Verkleidung, denn niemand kennt mich oder mein Gefolge. Ich vermute, das Gleiche gilt für Kaladins Männer.«

»Selbst wenn mich jemand erkennen sollte«, sagte Narb, »ergeben sich daraus keine Schwierigkeiten. Niemand hier weiß, was auf der Zerbrochenen Ebene mit mir geschehen ist.« Drehy nickte.

»Also gut«, sagte Schallan und wandte sich an Adolin und Kaladin. »Ihr beide bekommt neue Gesichter und Kleidung. Ich werde euch in alte Männer verwandeln.«

»Ich brauche keine Verkleidung«, sagte Kaladin. »Ich ...«

»Du hast zu Anfang des Monats einige Zeit bei den Parnschern verbracht«, sagte Schallan. »Es ist das Beste, vorsichtig zu sein. Außerdem schaust du immer so finster drein wie ein alter Mann. Daher wird das, was ich mit dir vorhabe, sehr gut zu dir passen.«

Kaladin schenkte ihr einen bösen Blick.

»Ausgezeichnet. Bitte so bleiben!« Schallan trat auf ihn zu und hauchte ihn an. Sturmlicht hüllte ihn ein. Er sollte eigentlich in der Lage sein, es in sich aufzunehmen, aber es widersetzte sich ihm. Das war ein seltsames Gefühl – als

hätte er eine glühende Kohle gefunden, die keinerlei Hitze abstrahlte.

Das Sturmlicht verschwand, und er hob die Hand, die nun völlig verrunzelt war. Sein Uniformmantel war zu einer selbstgewebten braunen Jacke geworden. Er berührte sein Gesicht, fühlte aber keine Veränderung.

Adolin zeigte auf ihn. »Schallan, das wirkt ausgesprochen *erbärmlich*. Ich bin beeindruckt.«

»Wie bitte?« Kaladin sah seine Männer an. Drehy zuckte zusammen.

Schallan wickelte Adolin ebenfalls in Licht ein. Dabei verwandelte er sich in einen stämmigen, hübschen Mann von etwa sechzig Jahren mit dunkelbrauner Haut, weißem Haar und einer schlanken Gestalt. Seine Kleidung war nicht mehr sonderlich prachtvoll, aber in gutem Zustand. Er sah wie einer der alten Schurken aus, die man in der Taverne fand und die unablässig von den wunderbaren Dingen sprachen, die sie in ihrer Jugend getan hatten. Er war die Art von Mann, bei dessen Anblick gewisse Frauen zu dem Schluss kamen, dass sie ältere Männer bevorzugten, während sie in Wirklichkeit nur *ihn* haben wollten.

»Also, das ist ungerecht«, sagte Kaladin.

»Wenn ich es überspanne, könnten die Leute misstrauisch werden«, sagte Schallan leichthin und trat vor den König. »Majestät, Euch mache ich zur Frau.«

»In Ordnung«, sagte Elhokar.

Kaladin zuckte zusammen. Er hatte einen Einwand erwartet. Auch Schallan schien diese Erwartung gehegt zu haben, denn offenbar schluckte sie eine unnötig gewordene spitze Erwiderung herunter.

»Wisst Ihr«, sagte sie stattdessen, »ich glaube nicht, dass Ihr Euch anders als ein König betragen könnt, und deshalb werdet Ihr den Wachen bestimmt nicht auffallen, wenn ich Euch zu einer adligen helläugigen Dame ...«

»Ich habe gesagt, es ist in Ordnung, Lichtweberin«, meinte Elhokar. »Wir dürfen keine Zeit verschwenden. Meine Stadt und die ganze Nation sind in Gefahr.«

Schallan atmete wieder aus, und der König wurde in eine große, prächtige Alethi-Frau mit Zügen verwandelt, die an die von Jasnah erinnerten. Kaladin nickte anerkennend. Schallan hatte recht; etwas an Elhokars Haltung deutete sogleich auf eine adlige Abstammung hin. Dies war eine ausgezeichnete Möglichkeit, die Menschen von der Frage abzulenken, um wen es sich bei ihm wohl handeln mochte.

Als sie ihr Gepäck zusammensuchten, schwirrte Syl in das umschlossene Gebiet. Sie nahm die Gestalt einer jungen Frau an, flog zu Kaladin hinüber und trat entsetzt einen Schritt in der Luft zurück.

»Oh!«, sagte sie. »Hui!«

Kaladin sah Schallan finster an. »Was habt Ihr mit mir gemacht?«

»Sei nicht so ablehnend«, sagte sie. »Es betont deine außerordentliche Persönlichkeit bloß noch stärker.«

Lass sie nicht an dich heran, dachte Kaladin. *Sie will dich auf den Arm nehmen*. Er hob sein Gepäck auf. Es spielte keine Rolle, wie er aussah; schließlich war es nur eine Illusion.

Aber was *hatte* sie denn getan?

Er führte die anderen hinaus, und sie marschierten in einer Reihe los. Hinter ihnen zerschmolz die Fellsillusion. Kaladins Männer trugen gleichförmige blaue Uniformen ohne jedes Abzeichen. Sie hätten zur Leibwache eines kleineren Hauses im Kholin-Prinzentum gehören können. Schallans Männer hingegen waren in braune Uniformen gekleidet, und mit Elhokar im Gewand einer helläugigen Frau wirkten sie tatsächlich wie eine echte Flüchtlingsgruppe. Elhokar würde als Hellherrin angesehen werden, die ohne Sänfte oder Wagen vor der herannahenden feindlichen Armee hatte fliehen müssen. Sie hatte einige Leibwächter, ein paar Diener und Schallan

als ihr junges Mündel mitgenommen. Und Kaladin war ihr ... was?

Bei den Stürmen! »Syl«, knurrte er leise, »kann ich dich einmal nicht als Schwert, sondern als ein flaches, leuchtendes Metallstück rufen?«

»Als Spiegel?«, fragte sie und flog neben ihn. »Hm ...«

»Bist du dir nicht sicher, ob es möglich ist?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob es würdevoll ist.«

»Würdevoll? Seit wann kümmerst du dich um deine Würde?«

»Ich lasse nicht mit mir spielen. Ich bin eine *majestätische* Waffe, die nur auf *majestätische* Weise verwendet werden darf.« Sie summte sich selbst etwas zu und schwirrte davon. Bevor er sie zurückrufen und sich beschweren konnte, hatte Elhokar ihn bereits eingeholt.

»Langsamer, Hauptmann«, sagte der König. Sogar seine Stimme hatte sich verändert und klang nun ausgesprochen damenhaft. »Du läufst uns allen davon.«

Widerstrebend zügelte sich Kaladin. Elhokar zeigte nicht, was er von Kaladins Gesicht hielt; der König hatte den Blick starr geradeaus gerichtet. Er dachte nie viel über andere Menschen nach; sein Verhalten war für ihn also das übliche.

»Weißt du, sie nennen ihn den Windläufer«, sagte der König leise. Es dauerte eine Weile, bis Kaladin begriffen hatte, dass Elhokar den Strom meinte, der an Kholinar vorbeifloss. Ihr Weg führte sie über eine große Steinbrücke auf die andere Seite. »Die Alethi-Hellaugen herrschen wegen *euch*. Dein Orden war stark hier in diesem Land, als es noch Alethela hieß.«

»Ich ...«

»Unsere Suche ist lebenswichtig«, fuhr Elhokar fort. »Wir können es uns nicht leisten, diese Stadt aufzugeben. Wir *dürfen* uns keine Fehler leisten.«

»Ich versichere Euch, Majestät«, sagte Kaladin, »dass ich nicht vorhabe, einen Fehler zu machen.«

Elhokar sah ihn kurz an, und einen Augenblick lang glaubte Kaladin den wahren König zu sehen. Es lag nicht etwa daran, dass die Illusion verblasste; vielmehr war es die Art, wie sich Elhokars Lippen anspannten, wie er die Stirn runzelte und sein Blick äußerst durchdringend wurde.

»Ich habe nicht von dir gesprochen, Hauptmann«, sagte der König gelassen. »Ich habe mich auf meine eigenen Beschränkungen bezogen. Sollte ich in dieser Stadt versagen, musst du zur Stelle sein und sie schützen.«

Beschämt wandte Kaladin den Blick ab. Hatte er diesen Mann wirklich für selbstsüchtig gehalten? »Euer Majestät ...«

»Nein«, sagte Elhokar fest. »Es ist an der Zeit, realistisch zu sein. Ein König muss für sein Volk tun, was er kann, und meine Urteilskraft hat sich als ... unzulänglich erwiesen. Alles, was ich in meinem Leben ›erreicht‹ habe, kommt von meinem Vater oder von meinem Onkel. Du bist hier, Hauptmann, damit du Erfolg hast, sollte ich versagen. Vergiss das nicht. Öffne das Eidtor, Sorge dafür, dass meine Frau und mein Kind durch es hindurch und in Sicherheit gebracht werden, und kehre mit einer Armee zurück, um die Truppen der Stadt zu verstärken.«

»Ich werde mein Bestes tun, Euer Majestät.«

»Nein«, sagte Elhokar. »Du wirst das tun, was ich dir befehle. Sei zu Außerordentlichem bereit, Hauptmann. Nichts Geringeres wird ausreichen.«

Bei den Stürmen! Wie schaffte es Elhokar bloß, ein Kompliment zu machen und gleichzeitig beleidigend zu sein? Als er die Worte hörte, die ihn an seine Tage in Amarams Armee erinnerten, spürte Kaladin ein Gewicht auf seinen Schultern. Es war damals, als die Leute angefangen hatten, über ihn zu reden und Dinge von ihm zu erwarten.

Diese Gerüchte waren zu einer Herausforderung geworden und hatten einen Mann erschaffen, der einerseits wie Kaladin aussah, andererseits aber größer war, als Kaladin es je

sein konnte. Er hatte sich diesen fiktiven Mann zunutze gemacht und sich auf ihn verlassen, um seine Mannschaft aufzustocken und Soldaten in seine Einheit versetzt zu bekommen. Ansonsten wäre er Tarah nie begegnet. Es war nützlich, einen gewissen Ruf zu haben, solange er nicht erdrückend wurde.

Der König fiel in der Marschordnung zurück. Sie überquerten das Feld vor der Stadt unter den wachsamen Blicken der Bogenschützen auf der Mauer. Es machte Kaladin nervös, obwohl es sich um Alethi-Soldaten handelte. Er versuchte, sein Unbehagen zu vergessen, indem er sich ganz auf die Betrachtung der Mauer konzentrierte, als sie in ihren Schatten traten.

Diese Gesteinsschichten, dachte er, *erinnern mich an die Tunnel in Urithiru*. Gab es da vielleicht eine Verbindung?

Er warf einen Blick über die Schulter, während Adolin zu ihm aufschloss. Der verwandelte Prinz zuckte zusammen, als er Kaladin ansah.

»He«, sagte Adolin, »hm ... hui! Das ist wirklich fesselnd.«
Sturmverdamnte Frau. »Was wollt Ihr?«

»Ich habe nachgedacht«, sagte Adolin. »Wir werden einen Ort in der Stadt benötigen, an dem wir uns verkriechen können, nicht wahr? Wir können nicht unseren ursprünglichen Plänen folgen und einfach zum Palast gehen, aber wir können ihn auch nicht angreifen. Zumindest müssen wir uns vorher umsehen.«

Kaladin nickte. Er hasste den Gedanken, zu viel Zeit in Kholinar zu verbringen. Keiner der anderen Brückenmänner hatte bisher das Zweite Ideal geschworen, daher konnte Brücke Vier nicht mit ihren neuen Kräften üben, bis er zurückkam. Gleichzeitig aber wirkte der verschattete Palast stark beunruhigend. Sie mussten unbedingt ein paar Tage hier verbringen und Informationen sammeln.

»Einverstanden«, sagte Kaladin. »Habt Ihr eine Idee, wohin wir uns begeben könnten?«

»Ich kenne den richtigen Ort. Er wird von Leuten geführt, denen ich vertraue, und er liegt so nah am Palast, dass wir von dort aus zu Erkundigungen aufbrechen können, aber er ist auch so weit entfernt, dass wir nicht sogleich in das verwickelt werden, was dort vorgehen mag. Hoffentlich.« Er wirkte besorgt.

»Wie war es?«, fragte Kaladin. »Das Wesen unter dem Turm, gegen das Ihr und Schallan gekämpft habt?«

»Schallan hat Zeichnungen davon angefertigt. Du solltest sie fragen.«

»Ich habe sie schon in den Berichten gesehen, die Dalinars Schreiberinnen mitgegeben haben«, sagte Kaladin. »Aber wie war es?«

Adolin richtete die blauen Augen wieder auf den Weg. Die Illusion war so wirklichkeitsgetreu, dass nur schwer zu glauben war, wer hinter ihr steckte – aber er ging noch auf die gleiche Art wie früher: mit der angeborenen Selbstsicherheit, die nur die Hellaugen hatten.

»Es war ... falsch«, sagte Adolin schließlich. »Unheimlich. Ein Gestalt gewordener Albtraum.«

»Ungefähr so wie mein Gesicht?«, fragte Kaladin.

Adolin sah ihn an und grinste. »Zum Glück hat Schallan es hinter dieser Illusion versteckt.«

Kaladin stellte fest, dass er lächelte. So wie Adolin dies sagte, war klar, dass es sich um einen Scherz handelte – der nicht nur auf Kosten des anderen ging. Adolin wollte, dass man zusammen mit ihm lachte.

Sie näherten sich dem Durchgang in der Mauer. Die Seitentore waren im Vergleich zum Stadttor zwar winzig, aber noch immer breit genug, um einen Karren hindurchzulassen. Leider wurde der Durchgang von Soldaten versperrt, und vor ihnen sammelte sich eine Menge. Wutsprensel kochten am Boden zwischen ihnen. Die Flüchtlinge schüttelten die Fäuste und riefen, dass man ihnen den Zugang absichtlich verweigere.

Noch vor kurzem waren die Menschen hereingelassen worden. Was war geschehen? Kaladin warf einen Blick zu Adolin und deutete mit dem Kinn auf die Menschenmasse. »Sollen wir nachsehen?«

»Ja«, sagte Adolin und drehte sich zu den anderen um. »Ihr wartet hier.«

Narb und Drehy hielten an, aber Elhokar folgte Kaladin und Adolin, die ihren Weg fortsetzten – ebenso wie Schallan. Ihr Gefolge zögerte kurz, dann lief es hinter ihr her. Bei den Stürmen, die Kommandostruktur in dieser Expedition wurde allmählich zu einem Albtraum.

Herrisch übernahm Elhokar die Führung und brüllte die Leute an, ihm aus dem Weg zu gehen. Unwillig gehorchten sie. Eine Frau mit seinem Auftreten war niemand, dem man sich widersetzte. Kaladin tauschte einen müden Blick mit Adolin aus, dann schlossen sie zum König auf.

»Ich verlange Zugang zur Stadt«, sagte Elhokar, als er das vordere Ende der Menge erreicht hatte. Inzwischen war sie auf fünfzig oder sechzig Personen angeschwollen, und es trafen immer noch mehr ein.

Die kleine Wächtergruppe betrachtete Elhokar von oben bis unten, und schließlich sagte der Hauptmann: »Wie viele Kämpfer könnt Ihr für die Verteidigung der Stadt bereitstellen?«

»Keinen einzigen«, fuhr Elhokar ihn an. »Das hier ist meine *persönliche* Leibwache.«

»Dann, Hellheit, solltet Ihr sie *persönlich* nach Süden führen und es bei einer anderen Stadt versuchen.«

»Bei welcher?«, wollte Elhokar wissen. Die Frage wurde von vielen Wartenden aufgenommen. »Überall sind Ungeheuer, Hauptmann.«

»Es heißt, im Süden gibt es weniger von ihnen«, sagte der Soldat und streckte den Arm in diese Richtung. »Wie dem auch sei, Kholinar ist bis zum Überlaufen voll. Ihr werdet

hier keinen Unterschlupf finden. Vertraut mir. Geht weiter. Die Stadt ...«

»Wer ist dein Vorgesetzter?«, unterbrach ihn Elhokar.

»Ich diene dem Großmarschall Azure von der Mauergarde.«

»Großmarschall Azure? Von einem solchen Mann habe ich nie gehört. Sehen diese Leute etwa so aus, als könnten sie weiterziehen? Ich *befehle* dir, uns alle in die Stadt zu lassen.«

»Ich habe aber schon den Befehl, täglich nur einer bestimmten Zahl den Zutritt zu erlauben«, sagte der Wächter mit einem Seufzen. Kaladin kannte den Grund für seine Verzweiflung. Elhokar schaffte es, ein solches Gefühl selbst bei der geduldigsten Wache hervorzurufen. »Wir haben die Grenze bereits überschritten. Ihr werdet bis morgen warten müssen.«

Die Menschen grollten, und weitere Wutsprensel erschienen um sie herum.

»Wir sind nicht hartherzig«, rief der Hauptmann der Wache. »Hört mir bitte zu! Es gibt wenig zu essen in der Stadt, und wir haben kaum mehr Platz in den Sturmbunkern. Jede neu hinzukommende Person belastet unsere Reserven! Und die Ungeheuer haben sich hier zusammengerottet. Wenn Ihr nach Süden flieht, könnt Ihr dort Unterschlupf finden. Vielleicht gelingt es Euch sogar, bis nach Jah Keved zu gelangen.«

»Das ist unannehmbar!«, sagte Elhokar. »Ihr habt also diese verrückten Anweisungen von jenem Azure-Knaben erhalten. Und unter wessen Befehl steht er?«

»Der Großmarschall hat keinen Vorgesetzten.«

»Wie bitte?«, fragte Elhokar. »Und was ist mit Königin Aesudan?«

Der Wächter schüttelte nur den Kopf. »Also ... gehören diese beiden Männer zu Euch?« Er zeigte auf Drehy und Narb, die noch im hinteren Teil der Menge standen. »Sie sehen wie gute Soldaten aus. Wenn Ihr sie zur Mauerwache schickt, kann ich Euch einen sofortigen Zugang zur Stadt gewähren, und

wir werden auch dafür sorgen, dass Ihr eine Getreideration erhaltet.«

»Aber der da nicht«, sagte ein anderer Wächter und zeigte auf Kaladin. »Er sieht krank aus.«

»Unmöglich!« sagte Elhokar. »Ich muss meine Wächter jederzeit bei mir haben.«

»Hellheit ...«, sagte der Hauptmann. Bei den Stürmen, Kaladin empfand fast so etwas wie Mitleid mit dem armen Mann.

Plötzlich wurde Syl munter und schoss als Lichtband in den Himmel. Nun schenkte Kaladin Elhokar und den Wächtern keine Aufmerksamkeit mehr. Er suchte den Himmel ab, bis er Gestalten bemerkte, die in einer V-Formation auf die Stadtmauer zuflogen. Es waren mindestens zwanzig Bringer der Leere; jeder zog eine Spur aus dunkler Energie hinter sich her.

Die Soldaten auf der Mauer schrien auf. Es folgte drängender Trommelschlag, und der Hauptmann der Wache stieß einen lauten Fluch aus. Er und seine Männer rannten durch das offene Tor auf die nächste Treppe zu, die hoch auf die Mauer führte.

»Hinein!«, rief Adolin, während die anderen Flüchtlinge vorwärtsstrebten. Er packte den König und schleifte ihn mit sich.

Kaladin kämpfte gegen die Menge an und weigerte sich, in die Stadt gedrückt zu werden. Stattdessen legte er den Kopf in den Nacken und beobachtete, wie die Bringer der Leere gegen die Mauer trafen. Kaladins Position erschwerte es ihm zu verstehen, was dort oben geschah.

Einige Männer wurden in geringer Entfernung von der Mauerkrone gestoßen. Kaladin machte einen Schritt auf sie zu, doch bevor er etwas unternehmen konnte, prallten sie mit schrecklich lauten Geräuschen auf den Boden. Bei den Stürmen! Er wurde weiter auf die Stadt zugeschoben und konnte sich kaum zurückhalten, Sturmlicht in sich aufzunehmen.

Ganz ruhig, sagte er zu sich selbst. *Es geht darum hineinzugelangen, ohne bemerkt zu werden. Willst du das ruinieren, indem du der Stadt zu Hilfe fliegst?*

Aber es war seine Aufgabe, die Menschen zu beschützen.

»Kaladin!«, rief Adolin, der sich durch die Menge zurück zu Kaladin kämpfte. »Komm nach drinnen.«

»Sie erobern die Mauer, Adolin. Wir sollten helfen.«

»Wie denn?«, fragte Adolin, beugte sich zu Kaladin vor und sagte leiser: »Willst du die Splitterklingen rufen und sie wild durch die Luft schwingen, so wie ein Bauer, der Himmelsaale jagt? Sie stellen nur unsere Verteidigung auf die Probe. Das ist kein richtiger Angriff.«

Kaladin holte tief Luft und ließ zu, dass Adolin ihn in die Stadt zerrte. »Es sind zwei Dutzend Verschmolzene. Sie könnten leicht die ganze Stadt einnehmen.«

»Nicht allein«, sagte Adolin. »Jeder weiß, dass Splitterträger allein keine Schlacht gewinnen können, und das gilt genauso für die Strahlenden und die Verschmolzenen. Man braucht Soldaten, wenn man eine ganze Stadt erobern will. Komm jetzt.«

Sie begaben sich in die Stadt, schlossen zu den anderen auf und ließen die Mauer und die Tore hinter sich. Kaladin versuchte, die fernen Schreie der Soldaten nicht zu hören. Wie Adolin richtig vermutet hatte, endete der Überfall genauso schnell, wie er begonnen hatte, und die Verschmolzenen flogen nach wenigen Minuten des Kampfes von der Mauer weg. Kaladin seufzte auf, sah ihnen nach, riss sich zusammen und folgte den anderen, während Adolin sie eine breite Hauptstraße entlangführte.

Von innen betrachtet wirkte Kholinar sowohl noch beeindruckender als auch noch bedrückender. Sie kamen an endlosen Seitenstraßen vorbei, die von hohen, dreistöckigen Häusern gesäumt waren und wie Steinschachteln wirkten. Und – bei den Stürmen! – der Wächter an der Mauer hatte nicht übertrieben. Menschenmassen verstopften jede einzelne Straße.

Es gab nicht viele Gassen in Kholinar, denn die Häuser waren zumeist aneinandergelagert und standen in langen Reihen. Die Leute saßen in der Gosse und hielten Laken und ihre wenigen Besitztümer umkrallt. Allzu viele Türen waren geschlossen. In den Kriegslagern wurden an schönen Tagen wie diesem die Sturmtüren und Läden geöffnet, damit die Brise hereinwehen konnte. Doch hier war es anders. Aus Furcht vor der Welle der Flüchtlinge war alles verriegelt und verrammelt.

Schallans Soldaten drängten sich dicht um sie und hielten die Hände schützend an ihren Hosentaschen. Sie schienen mit dem Leben im Bauch der Städte vertraut zu sein. Glücklicherweise hatte Schallan Kaladins Vorschlag angenommen und Gaz nicht mitgebracht.

Wo sind die Patrouillen?, dachte Kaladin, während sie eine gewundene Straße entlanggingen, die über mehrere Hügel führte. Bei all den Menschen wurden doch sicherlich viele Wächter gebraucht, um die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten.

Er sah nichts dergleichen, bis sie den Bezirk der Stadt verlassen hatten, der unmittelbar an die Mauer grenzte, und in ein reicheres Gebiet gelangten. Hier standen größere Häuser, und die Grundstücke waren mit Eisenzäunen umgeben, die durch gehärteten Krem mit dem Steinboden verbunden waren. Hinter diesen Zäunen befanden sich tatsächlich Wächter, aber auf den Straßen waren keine zu sehen.

Kaladin spürte die Blicke der Flüchtlinge. Und ebenso ihre Verwunderung. Konnte man ihn und seine Gefährten ausrauben? War es das wert? Hatten sie etwas zu essen? Zum Glück schienen die Speere, die Narb und Drehy trugen – und auch die Knüppel, die Schallans Männer in den Händen hielten – mögliche Räuber wirksam abzuschrecken.

Kaladin ging schneller und holte Adolin an der Front der kleinen Gruppe ein. »Ist dein sicheres Haus in der Nähe? Mir gefallen diese Straßen ganz und gar nicht.«

»Es ist noch ein wenig entfernt«, sagte Adolin. »Aber ich stimme dir zu. Bei den Stürmen, ich hätte ein ganz gewöhnliches Seitenschwert mitnehmen sollen. Wer hätte je gedacht, dass ich einmal zögern würde, meine Splitterklinge zu rufen?«

»Warum können Splitterträger keine Stadt halten?«, fragte Kaladin.

»Das ist ein grundlegender militärischer Leitsatz«, sagte Adolin. »Splitterträger mögen zwar geschickt darin sein, Menschen zu töten, aber was sollen sie gegen die Bevölkerung einer ganzen Stadt ausrichten? Jeden ermorden, der ihnen Widerstand leistet? Sie würden überwältigt werden, und die Splitter werden ihnen nicht helfen. Diese fliegenden Bringer der Leere werden eine ganze Armee herbeiführen müssen, wenn sie die Stadt erobern wollen. Aber zuerst werden sie sich die Mauern vornehmen und versuchen, die Verteidigung zu schwächen.«

Kaladin nickte. Zwar glaubte er, einiges über Kriegsführung zu wissen, aber in Wahrheit besaß er keine solche Ausbildung wie Adolin. Er hatte an Kriegen teilgenommen, aber selbst *geführt* hatte er sie nicht.

Je weiter sie sich von der Mauer entfernten, desto besser schien es in der Stadt zu werden. Hier gab es weniger Flüchtlinge und einen größeren Anschein von Recht und Ordnung. Sie kamen an einem Markt vorbei, der tatsächlich geöffnet hatte, und darin erspähte er endlich eine Polizeitruppe mit unbekanntem Uniformen.

Unter anderen Umständen wäre das hier ein sehr hübsches Viertel gewesen. Schieferborkenkämme standen entlang der Straße und waren mit einer Vielzahl von Farben angemalt. Gezüchtete Bäume, die nur selten ihre Blätter einzogen, wuchsen vor vielen Häusern und hatten die dicken Wurzeln in den Stein gebohrt.

Die Flüchtlinge drängten sich in Familienverbänden zusammen. Hier waren die Häuser um große Innenhöfe herum

gebaut, auf welche die Fenster ausgerichtet waren. In diesen Höfen drängten sich nun die Leute und hatten sie zu behelfsmäßigen Schutzräumen umgebaut. Zum Glück bemerkte Kaladin bisher keine Verhungerten. Offenbar besaß die Stadt noch Vorräte.

»Hast du das gesehen?«, fragte Schallan leise, als sie Kaladin erreicht hatte.

»Was denn?«, fragte er und blickte über seine Schulter.

»Schausteller auf dem Markt in sehr seltsamer Kleidung.« Schallan runzelte die Stirn und deutete in eine einmündende Straße, an der sie gerade vorbeikamen. »Da ist noch einer.«

Es war ein ganz in weiße Stoffstreifen gekleideter Mann, die bei jeder Bewegung strömten und flatterten. Er hielt den Kopf gesenkt und hüpfte an der Straßenecke vor und zurück. Als er den Blick hob und Kaladin ansah, war er der erste Fremde, der nicht gleich wieder wegschaute.

Kaladin beobachtete ihn, bis ihm ein Chull, das einen Wagen mit Sturmtrümmern zog, den Blick verspernte. Vor ihnen verließen die Menschen plötzlich die Straße.

»Zur Seite«, sagte Elhokar. »Ich möchte wissen, was hier los ist.«

Sie gesellten sich zu der Menge, die sich gegen die Häuser drückte. Kaladin steckte die Hände in sein Gepäck und schützte die große Zahl von Kugeln, die er in einem schwarzen Beutel mit sich herumtrug. Bald marschierte ein seltsamer Zug die Straßenmitte entlang. Auch diese Männer und Frauen waren wie Schausteller gekleidet – ihre Gewandung war mit hellen Streifen aus rotem, blauem und grünem Stoff geschmückt. Sie gingen vorbei und riefen Unsinniges. Es waren Worte, die Kaladin zwar kannte, die aber nicht zusammenpassten.

»Was – bei der Verdammnis! – geschieht in dieser Stadt?«, murmelte Adolin.

»Ist das nicht normal?«, flüsterte Kaladin zurück.

»Bei uns gibt es zwar Straßenkünstler und Musikanten, aber doch nicht so etwas. Bei den Stürmen! Was ist das?«

»Sprengsel«, flüsterte Schallan. »Sie ahmen Sprengsel nach. Diejenigen da hinten sind wie Flammensprengsel, und die in Weiß und Blau und mit den fliegenden Bändern – Windsprengsel. Und da sind Gefühlssprengsel. Und dort, das sind der Schmerz und die Angst, die Vorahnung ...«

»Es ist also eine Parade«, sagte Kaladin und runzelte die Stirn. »Aber niemand scheint Spaß zu haben.«

Die Zuschauer hielten die Köpfe gesenkt, und sie murmelten etwas ... oder beteten sie etwa? In der Nähe lehnte ein weiblicher Alethi-Flüchtling – eingewickelt in Lumpen und mit einem jammernden Baby in den Armen – gegen eines der Gebäude. Erschöpfungssprengsel erschienen um sie herum wie Staubschwaden, die in die Luft stiegen. Aber sie waren nicht braun, wie üblich, sondern hellrot und wirkten irgendwie *verzerrt*.

»Das ist falsch, falsch, *falsch*«, sagte Syl von Kaladins Schulter aus. »Oh ... oh, dieses Sprengsel ist von *ihm*, Kaladin.«

Schallan starrte die aufsteigenden Erschöpfungssprengsel, die keine waren, mit großen Augen an. Dann packte sie Adolin am Arm. »Wir müssen weitergehen«, zischte sie.

Er drängte sich durch die Menge bis zu einer Straßenkreuzung, wo sie die seltsame Prozession hinter sich lassen konnten. Kaladin packte den König am Arm, während Drehy, Narb und Schallans Wächter einen Kordon um sie bildeten. Der König ließ zu, dass Kaladin ihn wegführte – zum Glück. Denn Elhokar hatte gerade in seiner Tasche herumgesucht – vermutlich nach einer Kugel, die er der erschöpften Frau schenken konnte. Bei den Stürmen! Mitten in einer Menschenmenge!

»Jetzt ist es nicht mehr weit«, sagte Adolin, sobald sie in die etwas ruhigere Seitenstraße gekommen waren. »Folgt mir.«

Er führte die Gruppe zu einem schmalen Torbogen, hinter dem die Häuser um einen gemeinsamen Hof herum erbaut

worden waren. Natürlich hatten auch hier Flüchtlinge Unterschlupf gesucht. Viele drängten sich in Zelten zusammen, die behelfsmäßig aus Decken und Laken errichtet und vom Sturm des vergangenen Tages noch feucht waren. Lebenssprengsel tauchten in den Pflanzen auf.

Vorsichtig bahnte sich Adolin einen Weg zwischen den Menschen hindurch, kam endlich an die Tür, nach der er gesucht hatte, und klopfte an. Es war eine Hintertür, die nicht zur Straße, sondern in den Hof hinausführte. War das vielleicht der Weinkeller eines reichen Mannes? Es wirkte allerdings eher wie ein Wohnhaus.

Adolin klopfte noch einmal und wirkte besorgt. Kaladin trat neben ihn und erstarrte. Auf der Tür befand sich eine glänzende Stahlplatte mit eingravierten Zahlen. Darin erkannte er sein Spiegelbild.

»Beim Allmächtigen«, sagte Kaladin und betastete die Narben und Beulen auf seinem Gesicht, von denen einige eitereten. Falsche Zähne stachen aus seinem Mund hervor, und das eine Auge saß höher im Kopf als das andere. Die Haare wuchsen in einzelnen Büscheln, und seine Nase war *winzig*. »Was habt Ihr mit mir *gemacht*, Frau?«

»Ich habe vor kurzem gelernt«, sagte Schallan, »dass eine gute Verkleidung sehr einprägsam sein darf, solange sie es aus den falschen Gründen ist. Du, Hauptmann, hast die Angewohnheit, den Leuten in Erinnerung zu bleiben. Also habe ich dein Gesicht hinter etwas versteckt, das *noch* einprägsamer ist.«

»Ich sehe wie ein scheußliches Sprengsel aus.«

»He!«, sagte Syl.

Schließlich öffnete sich die Tür, und hinter ihr stand eine kleine, matronenhafte Thaylenerin in einer Weste, über der sie eine Schürze trug. Hinter ihr wartete ein stämmiger Mann mit weißem Bart, der im Hornesser-Stil gestutzt war.

»Was ist los?«, fragte sie. »Wer seid Ihr?«

»Oh!«, sagte Adolin. »Schallan, ich brauche ...«

Mit einem Handtuch, das sie ihrem Gepäck entnommen hatte, rieb Schallan über sein Gesicht, als würde sie Schminke entfernen, und überdeckte damit die Verwandlung, durch die Adolins eigenes Gesicht wieder zum Vorschein kam. Adolin grinste die Frau an, und ihr Kiefer klappte herunter.

»Prinz *Adolin*?«, sagte sie. »Los, beeilt Euch. Kommt herein. Draußen ist es nicht sicher!«

Sie geleitete die Gruppe rasch ins Innere des Hauses und schloss die Tür. Kaladin sah sich blinzelnd in dem Zimmer um, das von Kugellicht erhellt wurde. Die Wände waren mit Stoffballen und Ankleidepuppen gesäumt, an denen halb fertige Anzüge hingen.

»Wo sind wir hier?«, fragte Kaladin.

»Nun, ich war der Meinung, dass wir einen vollkommen sicheren Ort brauchen«, sagte Adolin. »Wir müssen bei jemandem Unterschlupf finden, dem ich mein Leben und sogar noch mehr anvertrauen würde.« Er sah Kaladin an und deutete auf die Frau. »Daher habe ich uns zu meiner Schneiderin geführt.«

suche, ein Schmerzsprengsel anzulocken, mit Verwunderung aufnehmen.

Sie hörte die Stimmen, als die höfliche Schneiderin befragt wurde. »Es begann mit den Aufständen, Euer Majestät«, sagte die Frau zur Antwort auf eine Frage Elhokars. »Oder vielleicht ein wenig vorher, mit dem ... na ja, es ist schwierig. Oh, ich kann gar nicht glauben, dass Ihr hier seid. Die Leidenschaft sagte mir, dass etwas passieren würde, aber das ... ich meine ...«

»Atme tief durch, Yokska«, sagte Adolin freundlich. Sogar seine Stimme klang hinreißend. »Sobald du all das verarbeitet hast, können wir fortfahren.«

Geheimnisse, dachte Schallan. *Geheimnisse haben all dies ausgelöst.*

Schallan spähte in das Hinterzimmer. Der König, Adolin, die Schneiderin Yokska und Kaladin saßen dort und trugen allesamt wieder ihre richtigen Gesichter. Sie hatten Kaladins Männer sowie Rot, Ishnah und Vathah zusammen mit der Schneidersmagd in die oberen Zimmer geschickt, damit sie für die Gäste zugerichtet wurden.

Yokska und ihr Gemahl würden auf Pritschen hier im Hinterzimmer schlafen; natürlich bekam Elhokar ihr Schlafzimmer. Doch nun hatte sich die kleine Gruppe erst einmal in einem Kreis unter den gleichgültigen Blicken der Schneiderpuppen in ihren halbfertigen Mänteln zusammengesetzt.

Ähnliche, aber fertige Mäntel waren überall im Laden ausgestellt worden. Sie zeigten helle Farben – noch hellere, als die Alethi sie auf der Zerbrochenen Ebene trugen – und hatten Gold- oder Silberfäden, glänzende Knöpfe und feine Stickerien auf den großen Taschen.

»Es war die Hinrichtung der Feuerin, Hellherr«, sagte Yokska. »Die Königin hat sie hängen lassen, und ... oh, es war so schrecklich. Gesegnete Leidenschaft, Euer Majestät! Ich will nichts Böses über Eure Gemahlin sagen. Sie wird nicht gewusst haben, dass ...«

»Sag es uns einfach«, meinte Elhokar. »Du brauchst keine Vergeltung zu befürchten. Ich muss nur wissen, was die Leute in der Stadt denken.«

Yokska zitterte. Sie war eine kleine, üppige Frau, die ihre langen thaylenischen Augenbrauen zu zwei Locken geringelt trug, und ihre Bluse sowie der Rock waren sicherlich besonders modisch. Schallan blieb ein wenig im Türrdurchgang stehen und war neugierig auf das, was die Schneiderin noch sagen würde.

»Nun«, fuhr Yokska fort, »während der Aufstände ist die Königin ... die Königin ist sozusagen verschwunden. Hin und wieder haben wir Verlautbarungen von ihr gehört, aber oft haben sie kaum einen Sinn ergeben. Als dann noch die Feuerin gestorben ist, ist alles aus dem Ruder gelaufen. Die Stadt befand sich schon vorher in Aufruhr ... Sie hatte so *schlimme* Dinge geschrieben, Euer Majestät. Über den Zustand der Monarchie und den Glauben der Königin und ...«

»Und Aesudan hat sie zum Tode verurteilt«, sagte Elhokar. Sein Gesicht wurde nur von wenigen Kugeln in der Mitte des Kreises erhellt und lag daher halb im Schatten. Es war ein höchst beeindruckendes Bild, und Schallan prägte es sich für eine spätere Zeichnung ein.

»Ja, Euer Majestät.«

»Offenbar war es das dunkle Sprengsel, das den tatsächlichen Befehl gab«, sagte Elhokar. »Das dunkle Sprengsel, das den Palast beherrscht. Meine Frau wäre niemals so unklug, eine Feuerin in derart schwierigen Zeiten öffentlich hinrichten zu lassen.«

»Oh! Ja, natürlich. Dunkles Sprengsel. Im Palast.« Yokska klang erleichtert darüber, dass es einen Grund gab, der Königin nicht die Schuld für die Ereignisse zu geben.

Schallan dachte kurz nach und bemerkte eine Schere auf einer Platte in ihrer Nähe. Sie ergriff die Schere und huschte wieder in den Verkaufsraum. Dann schob sie ihren Rock zur Seite und stach sich mit der Schere ins Bein.

Der scharfe Schmerz brannte durch den ganzen Körper.

»Hm«, sagte Muster. »Vernichtung. Das ... das passt nicht zu dir, Schallan. Zu weit.«

Sie zitterte unter dem Schmerz. Blut quoll aus der Wunde, und sie drückte die Hand dagegen.

Da! Nun hatte es gewirkt. Schmerzsprensel erschienen um sie herum, als würden sie aus dem Boden kriechen – wie kleine, vom Körper getrennte Hände. Sie wirkten, als hätten sie keine Haut und bestünden nur aus Sehnen. Normalerweise waren sie hell orangefarben, aber diese hier zeigten ein kränkliches Grün. Und sie waren außerdem *falsch* ... statt menschlicher Hände schienen es die eines Ungeheuers zu sein – zu verzerrt und mit Krallen versehen, die aus den Sehnen herausragten.

Eifrig prägte sich Schallan ein Erinnerungsbild ein, während sie den Rock noch zur Seite hielt, damit er nicht blutig wurde.

»Hat das nicht wehgetan?«, fragte Muster von der Wand aus.

»Aber natürlich«, sagte Schallan, während ihr die Tränen in die Augen traten. »Darum ging es doch.«

»Hm ...« Er summt und schien besorgt, doch das musste er gar nicht sein, denn Schallan hatte das bekommen, was sie gewollt hatte. Zufrieden nahm sie ein wenig Sturmlicht in sich auf und heilte sich damit, und dann wischte sie sich das Blut mit einem Stück Stoff aus ihrer Tasche vom Bein. Schließlich wusch sie ihre Hände und auch den Stoff im Becken des Badezimmers. Über das fließende Wasser war sie erstaunt – so etwas hatte sie in Kholinar nicht erwartet.

Sie holte ihren Zeichenblock hervor und kehrte zur Tür des Hinterzimmers zurück, wo sie sich gegen den Rahmen lehnte und eine rasche Skizze der seltsamen, verzerrten Schmerzsprensel anfertigte. Jasnah würde ihr sagen, sie solle den Zeichenblock weglegen und sich zu den anderen setzen, aber Schallan war oft aufmerksamer, wenn sie zeichnen konnte.

Niemand, der diese Fähigkeit nicht besaß, schien das verstehen zu können.

»Berichte uns vom Palast«, sagte Kaladin. »Von dem ... dunklen Sprengsel, wie Seine Majestät es genannt hat.«

Yokska nickte. »O ja, Hellherr.«

Schallan sah Kaladin an und wollte beobachten, welche Reaktion er zeigte, als er Hellherr genannt wurde. Aber er zeigte gar keine. Seine Verkleidung war verschwunden, doch Schallan hatte die Zeichnung davon für eine mögliche Wiederverwendung aufbewahrt. Früher am Morgen hatte er seine Klinge herbeigerufen, und seine Augen waren nun so blau wie die eines jeden anderen Hellherrn. Sie waren bisher nicht verblasst.

»Da war ein unerwarteter Großsturm«, fuhr Yokska fort. »Und danach hat das Wetter verrücktgespielt. Der Regen kam in einzelnen heftigen Güssen. Aber, oh! Dieser neue Sturm, der mit den roten Blitzen, hat über dem Palast eine *Dunkelheit* zurückgelassen. So scheußlich! Dunkle Zeiten. Ich vermute ... ich vermute, sie sind noch nicht zu Ende.«

»Wo war die königliche Leibgarde?«, fragte Elhokar. »Sie sollte die Palastwache verstärken und die Ordnung wiederherstellen!«

»Die Palastwache hat sich längst in den Palast zurückgezogen, Euer Majestät«, sagte Yokska. »Und sie hat der Stadtwache befohlen, sich in der Kaserne zu verbarrikadieren. Sie ist auf Befehl der Königin in den Palast gegangen und ... und ist seitdem nicht mehr gesehen worden.«

Bei den Stürmen, dachte Schallan und arbeitete weiter an ihrer Zeichnung.

»Oh, ich befürchte, ich springe herum, aber ich habe etwas vergessen!«, fuhr Yokska fort. »Mitten in dem Aufstand kam eine Verlautbarung von der Königin. Oh, Euer Majestät! Sie wollte die Parscher der Stadt hinrichten lassen! Nun, wir alle haben geglaubt, sie ist ... Ich bitte um Entschuldigung, aber

wir haben tatsächlich geglaubt, jetzt ist sie verrückt geworden. Diese armen Wesen. Was haben sie denn getan? Das haben wir gedacht. Wir wussten es ja nicht.

Also, die Königin hat Ausrufer überall in der Stadt losgeschickt, die behauptet haben, die Parscher seien die Bringer der Leere. Und ich muss sagen, dass sie damit wohl recht hatte. Aber es war trotzdem so merkwürdig. Sie schien gar nicht bemerkt zu haben, dass die halbe Stadt in Aufruhr geraten war!«

»Das dunkle Sprengsel«, sagte Elhokar und ballte die Faust.
»Nicht Aesudan, sondern es ist dafür verantwortlich.«

»Gab es Berichte über seltsame Morde?«, fragte Adolin.
»Über Morde oder andere Gewalttaten, die sich doppelt ereignet haben – ein Mensch stirbt, und ein paar Tage später wird ein anderer Mensch auf genau dieselbe Weise umgebracht?«

»Nein, Hellherr. Nichts ... nichts dergleichen, aber es sind so viele umgebracht worden.«

Schallan schüttelte den Kopf. Hier musste ein anderer der Ungemachten am Werk sein, ein weiteres uraltes Sprengsel Odiums. Religion und Überlieferung sprachen nur sehr vage von ihnen, wenn überhaupt, und machten meistens in großer Vereinfachung ein einziges böses Wesen aus ihnen. Navani und Jasnah hatten während der letzten Wochen Nachforschungen über sie angestellt, aber sie wussten noch nicht besonders viel.

Ich brauche weitere Einzelheiten, dachte Schallan. *Mehr Daten*. Was war das Peinlichste, das sie sich vorstellen konnte?

»Nun«, sagte Elhokar, »auch wenn wir nicht befohlen haben, die Parscher hinzurichten, sondern sie nur verbannt haben, scheint dieser Befehl doch auch Aesudan erreicht zu haben. Sie muss ausreichend frei von der Kontrolle durch die dunklen Kräfte gewesen sein, um durch die Spannfedern Kenntnis von unseren Worten erlangt zu haben.«

Aber er erwähnte die logischen Probleme nicht, die sich dabei ergaben. Wenn die Schneiderin recht hatte und das dunkle Sprengsel während des Ewigsturms eingetroffen war, dann hatte Aesudan die Feuerin aus eigenem Antrieb hinrichten lassen, denn dieses Urteil war vorher gefällt worden. Auch der Befehl, die Parscher zu verbannen, war vor dem Eintreffen des Ewigsturms erteilt worden. Und wer wusste, ob einer der Ungemachten überhaupt so jemanden wie die Königin beeinflussen konnte?

Aber Yokska schien ein wenig flatterhaft in ihrer Wiedergabe der Ereignisse zu sein, und vielleicht hatte sie darum die zeitliche Abfolge durcheinandergebracht. Wie dem auch sei, Schallan brauchte etwas Peinliches. *Als mir mein Vater bei einer abendlichen Festlichkeit zum ersten Mal Wein gegeben hat und ich ihn vergossen habe. Nein ... nein ... es muss mehr ...*

»Oh!«, sagte Yokska. »Euer Majestät, das solltet Ihr wissen. Die Verlautbarung zur Hinrichtung der Parscher ... nun, eine Gruppe bedeutender Hellaugen ist ihr nicht gefolgt. Und dann, nach dem schrecklichen Sturm, hat die Königin andere seltsame Befehle erteilt, und so sind die Hellaugen zu ihr gegangen.«

»Lass mich raten«, sagte Kaladin. »Sie sind nie aus dem Palast zurückgekehrt.«

»Nein, Hellherr, das sind sie nicht.«

Wie wäre es mit dem Augenblick, als ich aufgewacht bin und Jasnah gesehen habe, nachdem ich fast gestorben wäre? Das war, als sie herausgefunden hatte, dass ich sie hintergangen hatte?

Sicherlich würde es ausreichen, wenn sie sich an dieses Ereignis erinnerte, oder?

Nein?

Mist.

»Die Parscher«, sagte Adolin. »Wurden sie tatsächlich hingerichtet?«

»Nein«, fuhr Yokska fort. »Wie ich schon gesagt habe, alle waren mit dem Aufruhr beschäftigt – vermutlich mit Ausnahme

der Diener, die die Befehle der Königin aushängen mussten. Am Ende hat die Mauerwache eingegriffen. Sie hat so etwas wie Ordnung in der Stadt geschaffen, die Parscher zusammengetrieben und sie auf die Ebene vor der Stadt verbannt. Und dann ...«

»... kam der Ewigsturm«, sagte Schallan und öffnete heimlich den Knopf am Ärmel ihrer Schutzhand.

Yokska schien auf ihrem Stuhl zusammenzuschrumpfen. Die anderen verstummten, was eine ausgezeichnete Gelegenheit für Schallan darstellte. Sie holte tief Luft, schlenderte in das Hinterzimmer hinein und hielt ihren Skizzenblock in der Hand, als wäre sie davon abgelenkt. Sie schaffte es, über einen Stoffballen am Boden zu stolpern, schrie auf und stürzte mitten in den Kreis der Stühle.

Sie lag auf dem Boden, der Rock war ihr bis zur Hüfte hochgerutscht, und heute trug sie eine enge Hose darunter. Ihre Schutzhand lugte zwischen den Ärmelknöpfen hervor und lag nicht nur vor den Augen des Königs offen, sondern auch vor denen von Kaladin *und* Adolin.

Das war vollkommen, entsetzlich und ganz *unglaublich* peinlich und demütigend. Sie spürte, wie sie tief errötete, und Schamsprengsel senkten sich in einer Welle um sie herum. Sonst nahm sie die Gestalt von fallenden roten und weißen Blütenblättern an.

Doch diese hier glichen eher Bruchstücken aus Glas.

Die Männer waren natürlich abgelenkt durch die Lage, in die sie sich gebracht hatte. Sie quiekte, machte sich rasch ein Erinnerungsbild der Schamsprengsel, richtete sich auf, errötete noch stärker und steckte die Hand in den Ärmel zurück.

Das ist wohl das Verrückteste, das du je getan hast, dachte sie. *Und das bedeutet eine ganze Menge.*

Sie packte ihren Skizzenblock und eilte davon. Dabei kam sie an Yokskas weißbärtigem Mann vorbei, der ein Tablett mit Wein und Tee auf den Händen balancierte und im Türdurch-

